Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreizehnter Jahrgang

Nr. 28 — Marburg i. H., den 13. Juli — 1899

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1591 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Zwei Bilder — Der junge Goethe — Eine Sozialpädagogik (Natorp) — Christentum und Krieg — Der Streit um die Inferiorität der geistlichen Lehranstalten in Frankreich und der Papst — Stimmen der Väter: Aus dem sogenannten ersten Klemensbriefe — Verschiedenes: Das Zentrum; Ein verfassungsmäßiger Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen; Fragen der Völkerpolitik und des internationalen Rechts; Karl May; Eine Ueberraschung — Quittung — Zur Beachtung — Anzeigen: Versammlungskalender

Zwei Bilder

Jedes echte Menschenleben soll ein Gottesdienst sein von Anfang bis zu Ende. Der Katholik wird einwenden: das sei doch nur möglich für den, der sich von Berufs wegen immer bloß mit Gott und göttlichen Dingen beschäftige, für den Priester und Mönch. Luther aber hat uns die tröstliche Botschaft gebracht, daß jede treue Berufsarbeit ein Gottesdienst ist.

Wir haben einen Kupferstich von Albrecht Dürer aus dem Jahre 1515, betitelt: Der heilige Hieronymus in der Zelle. Da sitzt der große Gelehrte am Tisch, niedergebeugt über seine Schreiberei. Durch die kleinen, runden, bleigefaßten Butzenscheiben flutet das Morgenlicht hell und warm und traulich herein. „Die Begleiter des Heiligen, Löwe und Hund, Zornmut und Gier, liegen friedlich schlafend neben einander am Boden, man hört ihr ruhiges, tiefes Atmen. Ein Kürbis, der von der Decke herabhängt, ein Schädel, der auf der Fensterbrüstung liegt, verbreiten die Stille um sich, die von dem völlig Ausgereiften, das der Unruhe des Werdens entnommen ist, ausgeht." Woran arbeitet Hieronymus? An einem biblischen Kommentar, oder an einer seiner dogmatischen Abhandlungen? Jedenfalls sind es hohe göttliche Gedanken, die ihn erfüllen, und die ihm in die Feder fließen. — Solche Arbeit würde auch ein Katholik als eine Art Gottesdienst anerkennen.

Daneben halten wir ein modernes Bild aus der Berliner Nationalgalerie, von Adolf Menzels Hand. Es stellt das Innere der Eisenschienenschmiede von Königshütte in Oberschlesien dar. Im Hintergrunde rollen die Schwungräder, schwirren die Transmissionsriemen, schnauben und dröhnen die Maschinen. Arbeiter mit rußgeschwärzten Gesichtern und Armen eilen geschäftig hin und her, und ganz im Vordergrunde stehen so ein paar Cyklopen mit mächtigen Zangen bereit, eine Eisenschiene, die gerade rotglühend aus dem Feuer kommt, zu packen und fortzuschaffen. Auch aus diesem Bilde schallt es heraus, aus dem Pfeifen der Maschinen, dem Knirschen des Erzes, dem Keuchen und Stöhnen der gewaltig sich mühenden, fleißigen, ernsten Menschen: Introite, nam et hic Dii sunt! Tretet ein, denn auch hier ist Gott!*) Wer treu und gewissenhaft arbeitet und die Stelle ausfüllt, die der höchste Arbeitgeber ihm in der Weltwerkstätte angewiesen hat, der dient gewißlich Gott damit.

Leben wir, so leben wir dem Herrn! Er segne uns alle und fördre das Werk unsrer Hände! D C

*) Vgl. Hermann Oeser, Des Herrn Archemoros Gedanken. S. 66 ff. — Christliche Welt 1891, Nr. 52.

Der junge Goethe

1

Vor wenigen Wochen wurde in diesen Spalten eines Buches gedacht, das noch heute nach hundert Jahren tiefster Wirkungen fähig ist. Ein protestantischer Denker, ein religiöses Genie ließ hier in einer Zeit geistiger Revolutionen von einem aus eigentümlichen Erfahrungen heraus erarbeiteten Standpunkt neues überraschendes Licht über die zentralsten Lebensfragen sich verbreiten.*) Schleiermacher hatte, als er seine Reden über die Religion schrieb, neben den Frommen vornehmlich solche Leser im Auge, die ihr metaphysisches Bedürfnis in ästhetischem Idealismus und Kunstgenuß befriedigen. An Menschen ohne geistige Interessen, an Ungebildete wendet sich das Buch nicht. Die werden für die Offenbarung eines subjektiven Idealismus kein Verständnis, für die Sprache einer künstlerisch erregten Brust kein Ohr haben. Umsomehr zündete das Wort des gottbegeisterten Propheten bei den Romantikern, bei suchenden Geistern, die mit der Lösung des Weltproblems ringen. Religion und Kunst, wer könnte ihre innigste Verwandtschaft leugnen. Beides: ein Eintauchen in das Unendliche, der Versuch, das sehnsüchtige Verlangen des Bedingten nach dem Unbedingten zu stillen, ein Ausschauen nach oben, die Hingabe an eine höhere Macht, ein Sich-unbefriedigtfühlen in Verhältnissen, die den gemeinen Sinn befriedigen. Es ist ein sehr freier Geist, der es aussprechen kann: der wahre Beschauer des Ewigen trägt in sich die Anlage zur unumschränktesten Vielseitigkeit des Urteils, der gerade der werdenden Jugend mit ihrem idealistischen Freiheitsstreben das Vorrecht wahrt, sich zu wehren gegen die, die sie festhalten wollen bei einer blinden Vergötterung des gegebenen bürgerlichen Lebens.

Es steckt etwas Revolutionäres in dem Buche; das Eingeständnis, daß in der Religion und in der Kunst Strebungen liegen, die mit dem Bestehenden in Widerspruch treten können oder müssen — ja daß eine Grundtendenz darauf ausgeht. Alle Religion hat eine weltflüchtige Tendenz, und es erweckt immer Mißtrauen, wenn sie allzu innige Verbindungen mit den bestehenden Zuständen eingeht. Ein frommer Christ mag ein nützliches Glied der Gesellschaft sein, aber ein überzeugter Anhänger der Gesellschaft doch niemals. Bei ihm wird das revolutionäre Streben absorbirt durch Gefühl, Gebetsverkehr, Hingabe an das Göttliche im stillen Kämmerlein, durch eine stille selige Stimmung, die all sein Handeln umklingt wie eine himmlische Musik. Auch der Künstler wird einen Abgrund sich aufthun sehn zwischen dem Inhalt seines Strebens und dem Treiben der übrigen Menschheit. Es kann dieser sein Protest rein innerlich verbrausen, und er sagt uns dann in künstlerischen Thaten das, was er leidet. Tritt er aber ins Leben, so wird er anstoßen und kämpfen. Er wird beiseite geschoben, oder er muß die überragende Kraft haben, seiner bewundernden Umgebung den leuchtenden Stempel seines Genius aufzuprägen und ihr Urteil nach seinem Willen umzuwerten. Anders erscheint uns der Sinn des Lebens, wenn er sich in dem bedeutenden Spiegel

*) Schleiermacher in seinen Reden über die Religion. Vergl. Nr. 12—14 dieses Jahrgangs, auch Nr. 25. D H

eines Kunstwerkes enthüllt, anders, wenn wir uns ohne Selbstbesinnung von dem Betriebe des wirklichen Lebens auflösen lassen. Es ist doch so, daß uns der tragische Held Sympathien einflößt. Träte er uns in der Wirklichkeit entgegen, die Gesellschaft würde nicht anders verfahren, als die Masse dort auf dem Theater. Hier aber empfindet dieselbe Gesellschaft ganz anders. Der Zauberstab des Dichters rührt an die tiefsten Tiefen der Seele, die Augen werden uns aufgethan, die Hüllen fallen. Wir sehen die leitenden Motive, die uns im Leben verborgen bleiben und die wir immer entstellen; wir sehen die Macht der Verhältnisse, die nur ein großes Wollen zerbricht, die ein edles Wollen verkehren können. Daß uns die Diskrepanz aufgeht zwischen Wirklichkeit und Idee, zwischen konventioneller und vorurteilsloser Betrachtung, zwischen That und Streben — darin enthüllt sich uns der sittliche Wert, die tiefe ethische Bedeutung der Kunst.

2

Der junge Goethe — welche bezaubernde Blüte, welche wundervolle Offenbarung des schöpferischen Menschheitsgenius. Also tritt er uns entgegen: als der Liebling von Göttern und Menschen, ewiger Frühling ihn umblühend, ewige Jugend über ihm ausgegossen, mit überschwenglicher Gabenfülle begnadet. Ist das nicht der wahre Mensch, nicht der Gipfel, die Höhe des Menschlichen?! Sollte das etwa der Abfall sein, Etwas, das unter den Dekadenzbegriff der Schuld fällt?! Aber in den Chor ästhetischer Bewunderer, jugendlicher Schwärmer, schönheitstrunkener Enthusiasten mischen sich andre Stimmen. Ein katholischer Priester tritt auf und ruft sein Anathema aus: wie sollte man ihn nicht verwerfen, ihn, der alle die Abgründe irdischer Lust in unersättlicher Begier auszuschöpfen strebte, diesen Menschen voll glühender Sinnlichkeit, diesen frechen Empörer wider Zucht und Sitte, diesen Zermalmer holden Mädchenglücks! Dichten konnte er, wie nur Jemand sich auf sein Handwerk verstehen kann, aber im Uebrigen gehört er zu den Schlechten und Verworfenen. Den Blick von ihm fort; hier sind andre Bilder: Loyola!

Freut euch, Gevattern Hinz und Kunz, die euch nie ein Zweifel die satte Biedermannsruhe gestört hat, die ihr nie strebtet und darum auch nie irrtet. Ihr dürft ausrufen: Pfui! über Goethe, dürft es mit gutem Gewissen.

Und nun nahe dich uns mit deiner ganzen Geistesfülle, Unsterblicher, Verklärter! Aber wo finden wir dich noch, wo geht es uns auf, wie du warst und was du wolltest? Deine Erdenspuren sind noch nicht verwischt, in deinen ewigen Schöpfungen weht dein Geist, aus ihnen heraus spüren wir dein gewaltiges Ich, fühlen das heiße Blut, den leidenschaftlichen Pulsschlag, den starken zuckenden Nerv, all das, was zu der Organisation des starkgeistigen Genies gehört, was die Muttererde schwellender Triebkraft sein muß. Du selbst sagtest es uns, daß dein Werk wie das himmlische Licht sich losrang aus dem Chaos, strahlende Geburt aus dunklem Schoß der Leiden, daß es die Geschichte deines Strebens und Irrens gewesen ist (wie die Perle etwas in Qual von der Auster Gebornes).

Goethe hat wohl gefühlt, daß die kreißende Gewalt in seiner Brust, das prometheische Feuer in seiner Seele, das berauschende überquellende Kraftgefühl — daß aus dieser Quelle ihm reinste höchste Seligkeit floß, daß aber auch aus diesem Grunde dunkle Schatten namenloser Leiden emporwuchsen. Das Walten und Weben des Genies, die göttliche Gabe des Genies: dem Dichter ward damit das olympische Feuer des Allschaffenden geschenkt, und doch verspürte er darin auch Etwas wie das unheimliche Dräuen einer dämonischen Macht. Entzückt jauchzt er in dem Hochgefühl einer ekstatisch erregten Brust dem Allliebenden entgegen, und mit hoheitsvollem Gram beugt sich das graue Haupt des Harfners vor der rätselvollen Gewalt, die den Armen schuldig werden läßt. Welch eine dichterische Fülle von Leben und Leidenschaft, von Rauschtaumel und Thatensturm, welch rasendes Feuer in dieser Jünglingsseele; welch wonnevolles Schwelgen in den höchsten Ekstasen — und doch wieder — welch ein verzweifeltes Schwinden in den verfluchten Abgründen menschlicher Schuld und Qual! Und von all diesem der unbeschreiblich schöne Abglanz in seinen Dichterthaten, in seinen Werken. Die Fülle seiner Gedichte: eine Welt quellender Blüten, die unter dem brausenden Strom des Frühlingssturms aufschwillt. Hinter all dem tollen und wüsten Treiben birgt sich etwas Edles, das auf dem Grunde der Persönlichkeit ruht. Da ist kein gemeiner Wüstling, den fremdes Elend kalt läßt, gar kein Uebermensch in diesem Sinne. Das Gefühl ewiger Unbefriedigung war es, das Goethe nie verloren gehn ließ.

Goethe hat ein bestimmtes Bewußtsein für das Problematische seiner genialen dämonischen Individualität in sich getragen. Sind doch seine Dichtungen nur die Bruchstücke einer großen Konfession. Die ersten stammelnden Versuche seiner Muse gehören dem Problem an, sich selbst zu erklären und zu begreifen, und noch die letzten Kräfte seines Geistes hat der Greis darüber verzehrt, um doch nur Fragmente herauszubringen. Doch verfährt er dabei nicht als reflektirender Grübler, sondern als schaffender Künstler plastisch und anschaulich, gleichsam wie eine Naturkraft, die ihr eigenes Gesetz enthält.

3

Goethes Kunst ist die Selbstdarstellung des Genies. Genie ist Kraft, Schaffensdrang und Ueberschwang des Gefühls. Goethes Genius dürstet danach von dem Ewigen ausgefüllt zu werden, um zu schaffen und Schöpferwonne zu genießen wie Er. Aus dem Urquell der Natur Himmel und Erde zu schöpfen, fordert seine ungestüme Sehnsucht. Sein Busen ist trächtig von hundert Welten. Dieses lebendige Kraftgefühl verschmäht das Starre, Tote, Konventionelle, hat aber Verständnis für jede sehnsüchtige Regung, jedes edle Streben und übt die weiteste Toleranz gegenüber der Verirrung aus Uebermaß. Ihm ist Nichts verächtlicher als die Schwäche, die sich zur Herrin aufwerfen will; dabei übt er doch die zarteste Rücksicht auf das Kleine und ist mitten in der Anteilnahme von allem Menschlichen. Ewig lebendige Sehnsucht zum Unendlichen, zum Universum, entzündet durch enthusiastische Hingabe an die Natur, und das Emporstreben einer überragenden Individualität über das Maß des Gewöhnlichen — das sind die entscheidenden Fermente in der Goethischen Persönlichkeit. Dort liegt die weit sich streckende Wurzel, dort erwächst der gewaltige Baum am unterirdischen Erdreich sich aufreckend bis zum Himmel, der nicht in sich hineinwachsen läßt. (Tief in der Erdscholle wurzelnd ragt er doch bis in des Himmels Räume und lauscht dem Liede der Ewigkeit.) Er wächst hinaus über die Kleinen, sie müssen ihm Platz machen, aber Blüten und Früchte sind ihre Freude.

Goethes Sittlichkeit ist der Versuch, das Menschliche zu erklären und zu verstehen. Dabei bleibt sein Innerstes immer der heiligen Liebe gewidmet, er hält fest an einem guten Geist, der um uns alle schwebt. Nicht Jeder vermag es, zu verstehen, und es gehört dazu eine Tiefe des Blicks, eine innere Reife, zu der auch ein Goethe nur allmählich hingelangte. Wenn der Leipziger Student den Grundsatz vertritt: Mitschuldige sollen einander vergeben und vergessen, so ist der Gedanke in der oberflächlichen Behandlung anstößig. Ganz anders aber klingt es, wenn der gereifte Dichter der Iphigenie sagt: Jedes menschliche Gebrechen sühnet reine Menschlichkeit. Es kommt eben ganz darauf an, wer das sagt.

Was Goethe an der Lehre Christi abstößt, ist dies, daß der Mensch ein eingeschränktes bedürftiges Objekt ist und bleiben soll. Das kann ihn rasend machen, rasend um seines Unendlichkeitsdranges willen. Dieses früh erwachte Streben führt ihn nach der Leipziger Katastrophe zu Herrnhuterideen, zu Mystik und Spinoza, und indem solche Gedanken seine Seele durchziehn, dämmert gleichzeitig in seinem Hirn der Riesenplan des Faust auf. Dieses sein Unendlichkeitsstreben ist seine innere Wonne, seine Größe, sein tiefster Lebensinhalt — und gleichzeitig fühlt er doch, wie es ihm Unruhe schafft, sein Inneres bedrängt, wie es die Quelle von Irrtum und Schuld werden kann. Der Kleine irrt, weil er seinen Horizont für die Welt hält, der Große, weil er keine Schranken kennt! Das Schicksal giebt uns kein Ausruhn im Erreichten; es wiegt uns eine Zugabe drein! Es giebt kein: Verweile doch, du bist so schön.

Goethe hat das eigentliche Wesen der Menschheit in den

großen Geistern, in kongenialen Naturen zu erkennen geglaubt. Unter dem flammenden Zeichen des genialen Uebermenschen Faust steht sein frühestes dichterisches Schaffen. Daran reihen sich ein Sokrates, ein Cäsar, ein Mahomet. Es schlug bei ihm offenbar das Vorurteil durch, daß wahre Größe mit echter Sittlichkeit unzertrennlich sei. Und doch mußte er überall die Tragik gerade in dem Schicksal des Großen erkennen. Und er wog ab, was die Umgebung, die Verhältnisse verschulden, wie weit oft Absicht und Erfolg auseinanderfallen. Und er sah zu, wie er trotz scheinbarer Schuld Sympathien für den edlen Kern seiner Helden gewinnen könne.

Die erste dichterische That in dieser Hinsicht ist der Götz, der „wohlmeinende Selbsthelfer in roher anarchischer Zeit.“ Um dieser Idee willen allein griff er den Stoff auf. Es galt ihm nicht nur gegen die kraftlose Umgebung in der damaligen Zeit zu opponiren, sondern er wollte eine allgemeine Wahrheit veranschaulichen: den Widerspruch, in den das starke hochstrebende Individuum mit all seiner innern überschwenglichen Fülle sich versetzt hatte, gegenüber einer schwachen, auf niedrigen lügenhaften Normen beruhenden Gesellschaft. Nicht das Mittelmäßige, das Schwache bringt uns weiter. Der protestantische Wille zur Freiheit ist es, der das Große und Befreiende zeugt; aber er kann sich auch ins Dämonische, Unheilvolle verkehren, wenn ihn nicht eine große Idee beherrscht, wenn der Genius des Guten nicht zum Heil der Menschheit in ihm waltet und wirkt. Nur der starke Wille kann hemmende Fesseln sprengen, aber er kann auch Alles in einen wüsten Trümmerhaufen zerschlagen. Was auf dem Grunde des Herzens ruht, das ist das Entscheidende. Der starke Wille ist es nicht allein — es muß sich mit ihm verbinden der Glaube an das Gute. Wo dieser Glaube an das Gute im Menschen schwindet, wo es Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trinkt, da verzerren sich die Züge des Genies zu den mephistophelischen Lucifers. Ein hohnlachender Satan, der seine Wollust hat an Zerstörung und Vernichtung, steht vor uns. Das Genie als Kraft, als Kraft, die sich in That umsetzt: das Thema des Götz. Der Schwache ist verächtlich: selten widersteht er der Versuchung, nie hat er die Kraft, sich vom Uebel zu erlösen; mit dem Schwachen kommen Betrug und List zur Herrschaft. Der das ausspricht, ist Götz, der Mann, der sich mit seiner eisernen Faust durchsetzt. Wer muß ihm nicht gut sein, der innerlich so wohlmeinend ist, obschon er sich in Schuld verwickelt. Die Kraft äußert sich bei Franz als ein glühendes Herz, das die brütende Lebenswärme der Gottheit in sich spürt. Daneben steht die Kraft in der Nacktheit des Egoismus, der sich selbst seine Idealfeindlichkeit, seine Menschenverachtung zugiebt. Weislingen schiebt das Gewissen als Feigheit beiseite. Ihm ist die Ueberlegung eine Krankheit der Seele; Freundschaft, Gefälligkeit und Menschenliebe dürfen seine Kräfte nicht einlullen. Adelheid geht am weitesten: Grauen und Reue sind ihr überwundne Standpunkte; in der Nähe werden alle Sachen alltäglich. Man sieht, Goethe kannte Nietzschische Ideen, aber er erlag ihrem verführerischen Zauber nicht.

Etwas anders gewendet liegt dasselbe Problem vor im Clavigo, den Goethe einen halb großen, halb kleinen Menschen nennt. Er hat nicht das starke Bewußtsein, für sein persönliches Recht einzustehen, wie Götz, und er kann es nicht haben. Die Ansprüche seines Gewissens und die Forderungen seines Talents stehen im Widerspruch. Und er vermag Beides nicht in Einklang zu bringen. Wenn ihn die besten Freuden, die höchsten Wonnen umfangen, liegt doch darüber etwas wie trübender Anhauch der Schuld gebreitet. Carlos sucht ihm diese Unruhe auszutreiben: Größe besteht eben darin, sich über Verhältnisse hinwegzusetzen, die einen gemeinen Mann ängstigen würden. Wer immer darauf sieht, ob er das wieder gut machen kann, was er verdorben hat, der kommt nicht aus der Beschränkung heraus. Wer über ein großes Ganzes sich ausdehnen muß, der hat das Vorrecht, kleine Verhältnisse zu vernachlässigen. Goethe bekennt, daß er diesen Standpunkt der Erkältung nicht erschwingen kann, und doch redet der liebeglühende Werther eine Sprache, die ähnlich klingt. Goethe würde sich selbst aufgeben, wenn er den Hochflug des Genies, den Ueberschwang einer großen Seele opfern wollte. Der Adler hört wohl die Stimme der Weisheit, aber sie redet wie eine Taube. Harmonie scheint dem Genie versagt.

Genie als Ueberkraft der That war das Thema des Götz, Genie als Ueberkraft des Gefühls ist das Thema des Werther. Beide haben ein tragisches Geschick. Werther will die verborgnen Kräfte, die sonst ungenutzt in ihm vermodern, die gewöhnliche Naturen nur bänglich und ängstlich machen, zum Fluß bringen. Aber nicht in Thaten sollen sie sich entladen — solche Lumpereien schöpfen das Gefühl nie völlig aus —, sondern in enthusiastischem Naturgenuß. In diesem Gefühl will er die Schranken der Bedingtheit durchbrechen, sich auflösen in das Unendliche. Aber das ist das Häßliche, darum knirscht es in den Tiefen seiner vergebens sich abarbeitenden Kräfte. Immer, wenn er durch Leid oder Freude hingerissen der Fülle des Unendlichen sich am nächsten fühlt, gerade dann wird er zum kalten Bewußtsein gebracht. Hier sind wichtige Strebungen, wie sie im Gesamtorganismus der Goethischen Weltauffassung von grundlegender Bedeutung sind, aufs klarste bloßgelegt. Die ganze Tragik menschlichen Strebens erklingt in dem Worte Werthers: Die Regel verhütet das Schlechte, aber sie schafft auch nicht das Große; die gelassenen Kerls dämmen den Strom des Genies ein. In tiefster Seele als wahr empfunden wird der Ausruf: Wie kann man eine Handlung gut oder böse nennen, wo wir doch die innern Verhältnisse nicht erforschen können! — Mit der ganzen Glut religiöser Schwärmerei versenkt sich Werther in eine andächtige Anbetung des Universums; aber in ihm ist die Anschauung des Alls nicht zu ruhiger Grundstimmung geworden, sondern zu explosiver Leidenschaft. Dieses stürmische Feuer verzehrt ihn. Der Unendlichkeitsdrang, dem die Beschränkung der thätigen Kraft fehlt, führt hier zu seelischer und körperlicher Vernichtung. Also das Uebermaß der Kraft richtet in der Außenwelt Verheerung an, das Uebermaß des Gefühls führt zu innerer Zerstörung. Bleibt es bei einer problematischen Lösung, so ist der Dichter doch weit davon entfernt, die Beschränkung, die Entbehrung als den Ausweg aufzuweisen. Das Niveau steht zu tief, die Norm ist zu eng.

Ist demnach Genialität eins mit dämonischer Rastlosigkeit?! Ist das Genie ruhelos wie Ahasverus, der von unlösbarem Höllenfluch verfolgte ewige Jude? Oder besteht Genialität gerade in dem trotzigen Beharren in sich selbst, in der absoluten Freiheit des Gottverlassenen und des der Menschen nicht Bedürftigen, von dem alle Leiden nur wie Schauer der Wollust abgleiten? Heißt es für das Genie sich durchringen zu dem prometheischen Standpunkt der Götterverachtung und Selbstvergötterung? Ist der einzig großartige titanische Prometheus mit der düstern Gewitterpracht der Stimmung, dem Wetterleuchten tollkühner Gedanken, dem wildschönen gewaltigen Ausbruch genialischen Trotzes in dem wahrhaft dämonischen Monolog — ist das Goethes Glaubensbekenntnis? Oder finden wir des Dichters Herz aufgeschlossen in den feurigen frischen Dityramben des herrlichen Fragments Der ewige Jude, das Goethes seelenvoller Busen in einer begnadeten Mitternacht ausströmte? Dort das düstre flammende Auge trotzig gerichtet zur Erde, hier der in sehnsüchtigster Glut erstrahlende Blick des nach Erlösung Seufzenden. Nach den Wolken schaut er aus. Aus ihnen steigt Christus, der das Leid aller Kreatur im Busen trägt, der fühlt, wie das reinste Glück der Welt schon eine Ahnung von Weh enthält. Dort das trotzigfrohe verwegenste Kraftgefühl, hier das bange, die bebende Seele durchzitternde Sehnen, unermeßliche Sehnsucht nach Harmonie mit dem Grundton schmerzlichster Resignation. Beides schlummert in dem geheimnisvollen Schoß des Unendlichkeitsstrebens.

In einer Fülle von andern Gestalten entfaltet sich dem Dichter das unerschöpfliche Problem. Mußt du nicht auch den großen Spitzbuben bewundern? sagt man ihm; das, was du groß nennst, ist nur die Hülle verwilderter Sinnlichkeit. Der Einsiedler im Satyros, der die Menschen weniger um ihrer Ruchlosigkeit als um ihrer Erbärmlichkeit und Eitelkeit willen floh, entlarvt den Propheten der großen Menge als das, was er ist: ein Tier. Wenn es nichts Echtes ist um dieses Streben, dann hat Goethe selbst die Freiheit darüber zu spotten, wie es der Verwalter in der Stella thut: Wir wußten zuletzt nicht, was wir mit all dem freien Mut für Langeweile beginnen sollten; was man wünschte, fand man nicht, und oft suchte man auch nicht einmal.

Wir sehn also, wie Goethe anhaltend stets dem Problem

des Reinmenschlichen nachgesonnen hat; wir finden es in aller möglichen Form und Wendung, satirisch, tragisch, kühl objektiv beleuchtet. Die Ströme der Gedanken fluten nach demselben Ziel, rauschen aus denselben Quellen. Durch des Dichters Seele klang das uralte Lied von dem großen Sehnen der Menschenkinder nach dem verlornen Paradies, wo die Menschen groß und frei, glücklich und gut im Lichte der Gottheit wandelten. Jetzt ist allenthalben nur Widerstreit und Sünde, nur matte Resignation; das Große hat da keinen Raum, es ist nur zum Unheil da. Und doch gab es immer wieder und wieder Menschen, die die verschollne Herrlichkeit mit leidenschaftlichem Verlangen zurückbegehrten, immer wieder gab es himmelstürmende Titanen, und Einzelnen gelang es auch wohl, etwas von dem himmlischen Feuer herniederzubringen auf die Erde. Dies Sehnen schuf sich den volkstümlichsten und tiefsinnigsten Ausdruck im Faust, und wir wissen, wie hier Goethe ein Symbol für die ganze Form seines herrlichen Genius erfand. Er barg darin Alles, was in ihm lag: das heilige Feuer seines Strebens, die lodernde Glut seines Gefühls, die Flut seiner Ewigkeitsgedanken, den gewaltigen Strom seiner Melodien, die königliche Schwungkraft seiner Phantasie, die ganze göttliche Begeisterung seiner ahnungstiefen Seele. Schon mit zwanzig Jahren griff Goethes Meisterhand den Riesenstoff auf, und mit sechsundzwanzig Jahren brachte er fast Alles, was wir vom ersten Teil des Faust besitzen, mit nach Weimar. Götz und Werther, Prometheus und Ahasverus, Alles das waren nur Studien und Entwürfe, nur Vorbereitung und Ankündigung; all das sollte seine Erfüllung finden im Faust. Hier sollte all das Uebermaß des Strebens, die Unendlichkeit des Empfindungsvermögens, die Ueberfülle großer Liebe in die Brust eines Einzigen gelegt werden. Diese Fülle in sich verschließend, fühlt Faust sich der Selbstzerstörung nahe, zum Selbstmord hingedrängt; indem sich seine Kraft nach außen entladet, wirkt er wie eine verhängnisvolle vernichtende Naturkraft. Gretchen im Kerker, schuldbeladen; doch: Alles, was dazu mich trieb, ach! war so gut, ach! war so lieb. Himmlischer Mund spricht ihr Urteil: sie ist gerettet. Und Faust: der Menschheit ganzer Jammer packt ihn an. Die böse dämonische Gewalt hat ihn nie ganz besessen. Trotz Mephistopheles, trotz aller Schuld ist er nicht ewig verloren, er war es nie. Die Hölle wird ihm nie das geben, für das Faust sein Heil aufs Spiel setzte, was er sich von ihr ausbedungen hatte: ein Ausruhn von seinem Streben, die Versöhnung in dem Widerstreit der innern Mächte, den Frieden und die Erlösung.

4

So suchten wir das Charakterbild des jungen Goethe zu gewinnen aus seinen Werken. So steht er vor uns: nicht der Goethe der Zerstörung, sondern der tiefe, echte, dessen größte Glückseligkeit es war, mit den besten Menschen zu leben. Der junge Goethe, dem gerade die berauschende Fülle an Begierden und Ahnungen überreicher Jugend als ein hohes Glück erschien: mit zunehmendem Alter wird man nicht freier, sondern irdischer und kleiner. Der Anblick dieser glänzenden Erscheinung, zu der Alle, die ihre Freude haben an dem titanischen Ringen des Menschengeistes, in den nächsten Wochen bewundernd aufschaun, die hundertfünfzig Jahre nach ihrer Erscheinung in der Welt noch wie eine ewige Gegenwart mit dem Zauber unwiderstehlicher Jugendschöne auf uns einwirkt — dieser Anblick muß dem frommen Christen manchen Zweifel aufregen, manche Frage auf seine Lippe legen. Wie soll sein Urteil lauten, wie wird er über Goethes Verirrungen hinwegkommen? Die Frage, um die es sich hierbei im letzten Grunde handelt, ist diese: Christentum und Kultur, Christentum und Genie, sind es tötliche feindliche Gegensätze, durch unübersteigliche Abgründe getrennt, oder sind Beides nur Entfaltungen, Ausgießungen Eines Geistes, führt Beides zu Gott, wie es von Ihm kommt?! Das Christentum als kulturfeindliche Macht — welche Perspektiven auf mönchische, asketische Ideale, Schopenhauer, Quietismus!

Gehört Goethe in die Gemeinde der Christen hinein, oder muß der Christ sich abwenden von dem unfrommen Mann? Christentum wird für den Tageskampf in Rücksicht auf die gemeine Wirklichkeit sich zu einer festen Organisation gestalten, zu einer bestimmt ausgeprägten Konfession sich zuspitzen. Aber es droht dem Christentum die äußerste Gefahr der Verweltlichung, wenn es die gewöhnlichen gesellschaftlichen Urteile in dieser verlognen und konventionellen Welt sanktionirt, wenn es in der äußern Form sein Wesen erblickt. Der Christ wird immer nötig haben, sich, aus der Verflechtung mit den mannichfaltigsten Interessen heraustretend, von den Beschränkungen hinweg dem Unendlichen zuzuwenden, in seiner Fülle und Flut unterzutauchen, um neu belebt daraus hervorzugehn. Wie nötig das sei, zeigt uns das Lebensbild Goethes. Was unsittlich sei, wir fassen es gewöhnlich als eine äußere Thatsache, als einen Verstoß gegen das Gemeinleben, während wir doch bei der Beurteilung eines Menschen nicht seine Thaten, sondern seine Persönlichkeit ansehn sollen. Wir sollten doch bedenken, welcher Abstand ist zwischen Streben und That, zwischen Absicht und Erfolg, zwischen Inhalt und Form. Wenn wir sehen, was Goethes Brust an edlen Absichten und Gesinnungen barg, sollte er sich dadurch nicht auf eine höhere sittliche Stufe erheben als viele Andre, deren Leben von seinen thatsächlichen Verirrungen frei ist? — Lassen wir uns nicht bestechen durch schönen Schein! Sünde ist Sünde, und sei sie auch noch so schön. Kennen wir Goethe wirklich, die Irrungen seines Herzens, seine Untreue wie auch das Treiben, Sehnen und Streben in seinem Innern, die Leitmotive seines Charakters — und verwerfen wir ihn. Nun gut, so mag vielleicht Einer oder der Andre ehrlich urteilen. Es gehört dazu jedenfalls eine starke, tiefe, persönliche Ueberzeugung und ein gewaltiger Mut, die ungeheuern Konsequenzen zu tragen. Aber das haben die Vielen, die so urteilen, diese Durchschnittschristen nicht. Die richten sich nach dem Werturteil der Norm, und wie tief steht die meist. — Man wird andrerseits nicht sagen können, Goethes Dichtung sei gleichsam ein Kompendium für seine Sünden, als ob also das, was er für die Menschheit leistete, seine Verfehlungen gegen die Menschheit aufhöbe; er sei ein großer Dichter trotz seiner Verirrungen. Nach unsrer Ansicht soll die Betrachtung von Goethes Leben uns den Blick dafür schärfen, worauf es ankommt bei dem moralischen Werturteil, mit dem wir meist so schnell bei der Hand sind.

Goethe war ein Genie, einer der großen Bahnbrecher der Menschheit, der Schöpfer einer neuen Kultur mit einer beglückenden und befreienden Wirkung für Tausende. Sein Leben ist dem gegenüber nichts Gleichgiltiges; er hat das typische Gepräge für alle solche freien Geister, es ist in diesem Betracht ein Muster, von ewiger Giltigkeit. Darin hat Nietzsche Recht, und er trifft damit einen wunden Punkt in der gewohnheitsmäßigen vielfach aus christlichen Grundsätzen erwachsenen Anschauungsweise, wenn er sagt: Mit eurer moralischen Urteilsweise kann es nicht weit her sein, sie versagt bei der Beurteilung großer Menschen. Wenn die als etwas Krankes, Unsittliches gelten sollen, so liegt darin ein Anreiz, an dem Recht dieser Anschauung zu zweifeln. Aber wir brauchen Goethe nicht der Gemeinde Nietzsches auszuliefern. Goethe war gewiß ein großer Mensch. Er fühlte sich nicht wohl auf der Erde, so wie sie ist. Er kannte auch jenes große Heimweh nach der Wüste, wie es Nietzsche mit so unerhörter Leidenschaftlichkeit, so hinreißendem Temperament zu schildern weiß; er kannte jene Sehnsucht nach dem wilden und freien Meer, das bei Henrik Ibsen das Symbol für die untilgbaren Bedürfnisse des strebenden Menschen ist. Es dürstete ihn nach den Wonnen des verlornen Paradieses. War Goethe ein Uebermensch, so wie ihn Nietzsche in seiner Genealogie der Moral schildert? Nietzsche würde vielleicht urteilen: Goethe war dem Uebermenschentum nahe, aber er scheute sich es offen auszusprechen, oder es gebrach ihm die Kraft die letzten Konsequenzen zu ziehen. Wir aber werden sagen: Goethe war ein großer Mensch, aber nicht der Uebermensch Nietzsches. Warum nicht? Aus Religion. Er suchte Gott, ihn verzehrte die Sehnsucht nach dem Unendlichen. Er litt an der tiefen Erkrankung des schlechten Gewissens. Sein überströmendes Gefühl fesselte ihn an die andern Menschen, unendliches Mitleid wohnte in seiner Brust. Er stellte sich nicht jenseits von gut und böse, sondern er war der Meinung: Der Mensch soll das thun, was wir alle gut nennen, sei er nun stark oder schwach. Und: der gute Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges

wohl bewußt. Er kannte die Reue, und fremdes Leid folterte ihn mit schrecklicher Qual. Was ihn in Irrungen brachte, war nicht Nietzschisches Herrentum. Dazu war er zu warm. Er kannte den Grund, es war sein leicht bewegliches Herz: Hunderterlei umfängt uns, wenn wir in die Welt hinaustreten, unser Herz möchte in ein andres überfließen, um zwiefach Freude und Leid der Natur zu genießen!

Wo liegt der Standpunkt, von dem aus wir einen Goethe richtig verstehen und begreifen? Denn ohne einen solchen gefunden zu haben, wollen wir uns von ihm nicht losreißen.

Schleiermacher, der, obwohl selbst ohne sinnlichen Fall für Naturen wie die Goethes tiefstes Verständnis hatte, mag einige Streiflichter aufsetzen, die auf den Wandel Goethes erleuchtend zurückfallen. Der hohe Weltgeist durchdrang Schleiermacher wie er Spinoza und Goethe durchdrang. Das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche war ihm Religion. Um Religion zu haben, muß der Mensch erst die Menschheit gefunden haben, und er findet sie nur durch Liebe und in Liebe. Der vom Ewigen Ergriffene gönnt Jedem seine Eigenart. Denn Alles, was sein kann, ist ihm nur ein wahres unentbehrliches Bild des Unendlichen, wenn er nur den Punkt findet, an dem seine Beziehung auf dasselbe sich entdecken läßt. Gegen was für Splitterrichter ist es wohl gerichtet, wenn Schleiermacher sich gegen die guten Leute wendet, die mit ihrer nur auf das bürgerliche Leben gerichteten Thätigkeit die Aufgabe der Menschheit zu erfüllen glauben; die es nicht verstehen, daß es Gefühle giebt, die sich nicht zügeln lassen wollen durch ihre äußerlich gebietenden Formeln und Vorschriften, und daß so viele Menschen bürgerlich unglücklich oder unsittlich werden auf diesem Wege? Man wird einen Goethe nur richtig verstehen, wenn man sich Schleiermachers Wort aneignet: Man muß jede Sache ansehen nicht von einem Punkte außer ihr, sondern von ihrem eigentümlichen Mittelpunkt aus, in ihrem eignen Wesen.

Und zuletzt heben wir den Blick auf von seinem großen Apostel zu dem Meister selbst, auf Jesus, der von seiner göttlichen Höhe aus auf alle Menschen als Sünder zurückblicken konnte, vor dem auch der Größte ein geistlich Armer ist. Er ergriff den Suchenden bei der Hand und führte ihn zum Heil. Vor seinem Blick thut sich auf die ganze unendliche Welt menschlichen Strebens in glanzvolle himmlische Höhen und in finstere dämonische Tiefen. Das Gleichnis vom verlornen Sohn offenbart uns am hinreißendsten und ergreifendsten die unendliche Vielseitigkeit seines Urteils, die ganze Unerschöpflichkeit seines Empfindungsvermögens, das jede starre Schranke überflutet. Es handelt sich hier nicht um das Mitleid, das einem Menschen gezollt wird, weil es ihm schlecht geht. Es ist das hohe Lied des Mitleids, doch es ist das große meerestiefe Mitleid des Welterlösers für die ganze unerlöste Menschheit, die den Fluch fühlt. Nur der sich selbst Gewisse, der Pharisäer — der steht fern. Hüten wir uns, ihnen gleichzukommen — diesen Pharisäern.

Seltsame Paradoxie des Lebens, dunkles Rätsel des Daseins! Es scheint uns das Höchste und Schönste im Leben: der Flug zu den Idealen. Es ist uns unmöglich, ein faustisches Streben als Sünde zu verwerfen, in ihm die göttliche Sehnsucht, das Edelste im Menschen zu verkennen. Und doch: es irrt der Mensch, solang er strebt. Aber wir empfinden mit Lessing: Gott gab den Menschen nicht den edelsten Trieb in die Brust, um ihn ewig unglücklich zu machen. Dem Suchenden reichte Jesus die rettende Hand; nach ihm schaute der Vater in sehnsüchtiger Liebe aus. Und darum wird es denn so sein:

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

Otto Nieten

Eine Sozialpädagogik

Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft von Paul Natorp. Stuttgart, Frommann, 1899. 352 S. 6 Mk.

Der Marburger Philosoph ist den Lesern der Christlichen Welt schon aus seiner frühern Schrift über „Die Religion

innerhalb der Grenzen der Humanität“ bekannt, die im Jahrgang 1895, Nr. 30. und 40f. besprochen wurde. Seitdem ist von demselben Verfasser eine Anzahl weiterer Abhandlungen, meist in Zeitschriften, erschienen, die es im Grunde alle mit dem Problem der Sozialpädagogik zu thun haben: „Pestalozzis Ideen über Arbeiterbildung und soziale Frage,“ „Platos Staat und die Idee der Sozialpädagogik,“ „Ueber volkstümliche Universitätskurse,“ „Zur Frage der Volkshochschulkurse,“ „Dörpfelds Fundamentalstück, eine Kritik,“ „Grundlinien einer Theorie der Willensbildung,“ eine Schrift, die in das hier zu besprechende Buch ganz hineingearbeitet ist, und endlich die soeben mit diesem gleichzeitig erschienenen acht Vorträge über „Herbart, Pestalozzi und die heutige Aufgabe der Erziehungslehre.“

In seiner „Sozialpädagogik“ bietet Natorp die einheitliche Frucht aller dieser Vorarbeiten in systematischer Form dar. Sie verdient daher gerade hier eine eingehendere Besprechung, um so mehr, als er meines Wissens der Erste ist, der mit vollem Bewußtsein eine Wissenschaft der Sozialpädagogik zu gründen unternimmt.

Als Kern der Erziehung betont Natorp mit Recht einen Punkt, der von den Lehrern der Pädagogik vielfach noch nicht genügend in den Vordergrund gestellt wird, nämlich die Erziehung des Willens. Nicht weniger wichtig ist es, daß er jene Willenserziehung aufs engste mit der Gemeinschaft verknüpft und deren Wechselbeziehung zum ausdrücklichen Problem macht. Er „betrachtet die Erziehung ... als bedingt durch das Leben der Gemeinschaft und wiederum bedingend für dessen Gestaltung.“

Seine Schrift zerfällt in drei Bücher. Im ersten schafft er sich die philosophische Grundlage, wobei er im wesentlichen auf Kants erkenntnistheoretischen Anschauungen steht. Das zweite handelt von den Hauptbegriffen der Ethik und Sozialphilosophie, insbesondre von den doppelseitigen individuell-sozialen Tugenden der Wahrheit, Tapferkeit, Reinheit und Gerechtigkeit, nach Platos Vorgang. Im dritten endlich erörtert er die Organisation und Methode der Willenserziehung in Haus, Schule und Gemeinleben. Dabei geht er ihrem Verlauf in den Formen der Uebung und Lehre nach und bestimmt vor allem den Beitrag des Wahren, Guten und Schönen, sowie der Religion, zur individuellen und sozialen Willenserziehung.

Als Führer auf seinem Wege dient ihm außer Plato und Kant noch Pestalozzi. Wenn er von Ersterm die vier Kardinaltugenden übernimmt und mit Kant, neben der erkenntnistheoretischen Grundlage, auch den Primat des Willens anerkennt, so findet er in wesentlicher Uebereinstimmung mit Pestalozzi in Form, Wort und Zahl die wesentlichsten Grundelemente des Unterrichts. Dies alles aber stellt er unter den sozialen Gesichtspunkt unsrer Zeit. Dagegen scheidet er seinen Standpunkt bestimmt von dem Herbarts, so sehr er dessen Verdienste um den „erziehenden Unterricht“ zu schätzen weiß:

> Wir möchten mit dieser Schule nicht verwechselt werden. ... Nicht zustimmen können wir der Begründung dieser behaupteten Einheit von Unterricht und Erziehung durch den Satz, daß aus Gedanken Empfindungen und daraus Grundsätze und Handlungsweisen werden, daß „Vorstellungen plus Gefühle den Willen machen, und daß das Gefühl ebenfalls aus bloßen Vorstellungsverhältnissen, ohne Hinzutritt eines neuen Faktors resultire.“ Sondern das Wollen bleibt uns etwas Eignes, ... fürs Wollen ist das sittliche Gesetz ... aber in dem Sinne bestimmend, daß sich allein in Gemäßheit seiner alles besondre Wollen unter die Einheit eines beherrschenden Wollens fügt. Diese notwendige Einheit lehnt Herbart ausdrücklich ab, und so bleibt seine Pädagogik bei jener „Vielseitigkeit“ der Interessen schließlich stehen, die ... eine reine Zielbestimmung überhaupt nicht zuläßt. (271 f.)

Soweit wäre eine Reaktion gegen die Einseitigkeit der Vorstellungslehre Herbarts von Seiten des Willensprimats höchst erfreulich. Indessen vollzieht Natorp selber diese nicht ohne Verkennung eines Punktes, in dem die Herbartsche Schule gerade eine Stärke besitzt. Sie beleuchtete die Bedeutung der Gefühlsmotive für den Willen zum Teil in treffendster Weise. So, wenn sie für den sittlichen Einfluß auf den Schüler das persönliche Erfülltsein, die Begeisterung des Lehrers betont. Davon will Natorp nichts wissen. Als wenn jene Begeisterung notwendig inhaltsleer sein und in phantastischen Gefühlswallungen bestehen müßte. Der Mißbrauch kann doch auch hier die Bedeutung des rechten Gebrauchs nicht aufheben. Eben aus dem Gefühle,

vor allem aus dem sittlichen Gefühle der Persönlichkeit, stammen in der That die tiefsten Beweggründe, für die oder wider die sich dann allerdings der Wille mit einer relativen Autonomie entscheidet. An Stelle des Gefühls setzt Natorp mit formalistischer Einseitigkeit das Willensgesetz.

Sein an Kant erinnernder rationalisirender Rigorismus stützt aber zuletzt die Willenserziehung auf den abstrakten Verstand. So beseitigt er die selbständige Bedeutung des Gefühls, ähnlich wie Herbart die selbständige Funktion des Wollens. Willen „im vollen Sinne des Wortes“ bedeutet ihm „Selbstbewußtsein.“ Dies ist jedoch ungenau. Richtig ist nur, daß der Wille in seinem Vollsinn das Selbstbewußtsein einschließt. Andrerseits schließt aber das Selbstbewußtsein als solches nicht schon den Willen ein. Was an dieser zu starren Gleichsetzung von Willen und Selbstbewußtsein wahr ist, spricht er selbst gelegentlich in den Worten aus: „Der Erkennende ist zugleich der Wollende.“ Denn freilich setzt die auf Wahrheit gerichtete Erkenntnis nicht nur ein unwillkürliches, sondern ein willkürliches Bewußtsein voraus. Dabei begegnet ihm zugleich unvermerkt eine Art Hypostasirung des Selbstbewußtseins, als wenn dieses eine Existenz für sich hätte. Wille und Erkenntnis sind ihm nur „verschiedne Ausdrücke eines und desselben Grundgesetzes“ der Einheit des Mannigfaltigen. Dagegen ergiebt die genaue Beobachtung einen einheitlichen Träger des Selbstbewußtseins und Wollens. An sich jedoch fallen diese Funktionen keineswegs zusammen, und das Grundgesetz der Einheit des Mannigfaltigen besteht in Wirklichkeit gar nicht in dieser Abstraktion. Es drückt vielmehr die Einheitlichkeit aus, die den an sich verschiednen Bethätigungen des Wollens und Erkennens als Funktionen eines und desselben selbstbewußten Subjekts zukommt.

Mit dieser zu starken Gleichsetzung von Intellekt und Willen hängt dann wiederum jene zu geringe Würdigung der Thatsache zusammen, daß der einheitliche Träger von Erkennen und Wollen zugleich Werte setzt, und daß ihm auch als Erkennenden und Wollenden seine Zustände nicht gleichgiltig sind, weil er dadurch je nachdem harmonisch oder unharmonisch affizirt wird. Die schließliche Absorbirung des Willens durch das Bewußtsein hat nun für Natorps Auffassung der Erziehung naturgemäß die einseitige Betonung des Verstandesmoments zur Folge:

Je reiner die Verstandesbildung ihre Eigenart bewahrt, um so reiner vermag sie zur Willenbildung beizutragen.

Daher überschätzt er den Wert der Mathematik und Naturwissenschaft für den Unterricht, indem er diese Fächer wegen ihrer „reinen Intellektbildung“ in den Mittelpunkt behufs der Willensbildung stellen möchte. Wohl mag nun die Mathematik ihren eigenartig bildenden Wert in logischer Hinsicht in einem gewissen Maße behaupten. Aber eine rein logische Bildung verödet Herz und Gemüt und vermag zuletzt auch dem Willen nicht wahrhaft menschliche Motive darzubieten, geschweige die Sehnsucht des Menschen nach gehaltvoller Wirklichkeit oder gar nach dem Göttlichen zu stillen. Die Form füllt ja nicht, sondern bedarf selbst der Füllung. Im Zusammenhang mit dieser Richtung scheint Natorp ferner zu den Wenigen zu gehören, die nichts von der tötenden Langenweile eines rein formalistischen Grammatikunterrichts ahnen. Diese findet nämlich in zweiter Linie eine übertriebne Würdigung wegen des Pfundes logischer Schulung, das in ihr steckt. Doch wird ihr Wert für ihn von dieser Seite dadurch etwas gedrückt, daß das Studium der Sprache nicht ausschließlich logisches, sondern auch psychologisches, ethisches und ästhetisches Verständnis fördert.

Dagegen unterschätzt er die geschichtlichen Fächer, deren unmittelbarere ethische Wirkung er in ihrer Bedeutung teilweise verkennt. Schwer verständlich für einen praktischen Schulmann ist es gar, wenn er im Zusammenhang hiermit nicht übel Lust bezeigt, den Unterricht in der Geschichte zu einem Mittel zu machen, um zur Geschichtsforschung im eigentlichen Sinne, sowie zur geschichtlichen Kritik anzuleiten. Und doch läßt hier die Betonung des bloß formalen Gesichtspunktes an sich nicht einmal die wertvollen von den wertlosen Thatsachen unterscheiden. Was für hyperkritische Klugschwätzer würden durch solche schon an den Gymnasien getriebnen Studien gezüchtet werden! Doch greift er schließlich selber auf die Wahrheit zurück, die in dieser Uebertreibung liegt. Die Schüler der obern Klassen an den höhern Schulen sind nach Möglichkeit in einige wenige vorzüglichere Perioden der Geschichte an der Hand der besten, zugänglichsten Quellen einzuführen. Die eigentliche kritische Geschichtsforschung aber ist getrost dem Universitätsstudium zu überlassen.

Was das Ziel des geschichtlichen Unterrichts betrifft, so kommt es Natorp, wie in allen Fächern so auch hier, schließlich allein „auf Vernunft und rechten Sinn,“ in rein logischer Abzielung, an. „Klare Begriffe . . . geklärtes Urteil“ sind ihm das Ziel des Unterrichts. Uns dagegen sind sie nicht das Ziel, sondern ein Ziel, nämlich das intellektuelle. Aber es steht die Herzensbildung noch höher als die Verstandesbildung und ist durch letztere nicht zu ersetzen. In seinem Sinne rein sachlicher Nüchternheit bekämpft Natorp und verspottet er denn hier insbesondre die beredte und begeisterte Schilderung der Geschichtsvorgänge durch den Lehrer. Mag nun die persönlich uninteressirte Nüchternheit des Vortrags für reine Formalien ihren Wert behaupten, in den „ethisch gerichteten“ Unterrichtsfächern wird sie zur den Geist ausdörrenden Trockenheit. Das volle unmittelbare Erleben der Gegenwart mit offenen Augen, Ohren und Herzen ist füreerst mehr wert als die kritische Untersuchung, wie jenes Erlebnis zustande gekommen ist. So muß es auch das nächste Ziel des Geschichtsunterrichts sein, daß die Schüler die Vergangenheit gleichsam als erweiterte Gegenwart nacherleben. Natorp selber giebt ja zu, daß von der Geschichte, insofern sie erlebt werde, eine ethische Wirkung ausgehe. Daraus folgt aber nicht, daß der erzählende Vortrag nichts nützt, sondern daß der Lehrer sich bemühen soll, die wichtigsten Erlebnisse der Menschheit den Schülern so lebendig darzustellen, daß sie sie gleichsam mit erleben. Natorp sollte daher nicht verkennen, daß der Vortrag, je lebensvoller er ist, desto mehr das eigne unmittelbare Erleben ersetzen kann. Vermag der Lehrer auch dem Erlebnis nicht den Grad der Wärme und Unmittelbarkeit zu verleihen wie der dramatische Dichter, so wird doch sein Bericht dieser Wirkung um so näher kommen, je mehr seine Zunge von dem überfließt, wovon das Herz voll ist.

Je größer freilich diese Wirkung ist, desto mehr muß andrerseits Natorps Forderung unterstützt werden, in der offenbar sein Hauptinteresse liegt, daß der Vorfall auf Wahrheit beruhe. Auch ist, nachdem die Ereignisse mit möglichster Anschaulichkeit zur Darstellung gekommen sind, Gewicht darauf zu legen, daß eine verständige Erkenntnis des Geschehenen in seinem kausalen Zusammenhange bewirkt werde. Und auch darin hat Natorp Recht, daß im Mittelpunkt des Geschichtsunterrichts die Geschichte des eignen Volkes stehen soll.

Das letzte Ziel der Erziehung überhaupt ist ihm die Heranbildung zur Humanität, das heißt zu Wissenschaft, Kunst und Sittlichkeit. Eine Art Stütze dieser letztern ist ihm die Religion. Wir gehen in einem zweiten Artikel noch auf die beiden letztern Punkte ein wenig näher ein, insofern sie für die Leser der Christlichen Welt von besonderm Interesse sein müssen.

Paul Schwarzkopff

Christentum und Krieg

Mit Freuden stimme ich dem Worte Göhres zu, daß Jesu Kampf auf Liebe und Menschenerhaltung beruht.*) Aber ist der Gegensatz von Krieg und Frieden wirklich, wie Göhre meint, gleichbedeutend mit dem Gegensatz von Haß und Liebe, von Menschenvernichtung und Menschenerhaltung? Wenn die Frage: Sollen wir Krieg führen, oder sollen wir Frieden halten? einfach auf die Frage hinausliefe: Sollen wir hassen oder lieben, sollen wir töten, oder sollen wir nicht töten? so würde die Antwort vom christlichen Standpunkt aus wohl Niemandem zweifelhaft sein. Thatsächlich handelte es sich aber bei den meisten Kriegen der Vergangenheit zum mindesten für eine, oft aber auch für beide Parteien um die Frage: Sollen wir zulassen, daß unser eignes Volk durch die Fremden Schaden erleide, oder sollen wir den Fremden Schaden zufügen? Mit dem Gebot „Du sollst

*) Vgl. Nr. 23.

nicht töten" läßt sich ein solcher Widerspruch der Pflichten allein noch nicht lösen; denn wer um des Friedens willen seine Volksgenossen zu Schaden kommen läßt, der tötet ebenso, wie derjenige, der, um sein Volk zu schützen, die Fremden mit Krieg überzieht. Es handelte sich für die Franzosen um die Wohlfahrt ihrer Nation, also um „Menschenerhaltung," als sie die Einigung Deutschlands zu hintertreiben suchten. Und ebenso glaubte Bismarck der Wohlfahrt seines Volkes, also gleichfalls der Menschenerhaltung zu dienen, als er durch die Veröffentlichung der Emser Depesche den von den Pariser Machthabern hingeworfenen Fehdehandschuh aufnahm. Der Krieg 1870/71 hat dem deutschen Volke die Bahn zu einer ungeahnten wirtschaftlichen Entwicklung frei gemacht. Er hat Tausende getötet, um Millionen eine freie und gesicherte Existenz zu schaffen; er hat hüben und drüben bittere Feindschaft, aber auch eine unendliche Fülle von Liebe entzündet. Wer kann da sagen, daß er ein Werk des Hasses und der Menschenvernichtung gewesen sei?

Das Leben der Völker ist, wie das Leben der Einzelmenschen, eine fortlaufende Kette von geistigen und wirtschaftlichen Kämpfen. Der Krieg ist nur eine besondre Form des Kampfes. Ob ein Kampf christlich ist oder nicht, hängt aber nicht von der Form sondern von dem Geiste ab, in dem er geführt wird. Die Form des Kampfes wird durch die Art des Widerstandes bedingt, der zu überwinden ist. Es steht nicht immer in der Macht der Kämpfer, ob sie mit dem Säbel in der Faust oder mit der Feder in der Hand fechten wollen. Aber die eine Waffe ist so christlich wie die andre, wenn nur der Kampf im Geiste der Liebe geführt wird. Freilich ist es schwer, sich auf dem Schlachtfelde, wo es Leben oder Tod gilt, den Geist der Liebe zu bewahren. Aber auch in dem mit „geistigen Waffen" geführten Kampfe ist es eine oft unendlich schwere Aufgabe, sich von Haß frei zu halten. Ein strenger Richter wird daher wohl von jedem Kampfe sagen können, daß er dem von Jesus gekämpften Kampf der Liebe nicht entspreche, daß er also ein unchristlicher sei. Aber wo auch nur ein Funke von dem Geiste Christi in den Kämpfern ist, da wird er sich unter all dem Haß und allen schlechten Leidenschaften geltend machen und dem Kampf, wenigstens bis zu einem gewissen Grade einen christlichen Charakter verleihen, gleichviel ob sich die Gegner durch Flintenkugeln in den Sand strecken oder nach dem Beispiel Göhres mit Bibelworten „mundtot" machen.

Der Einwand, daß der Krieg schon deshalb nicht christlich sein könne, weil er Tausende von Menschen in unermeßliches Elend stürze, trifft nicht den Kern der Frage. Er beruht vielmehr auf einem Trugschluß; denn es giebt im Leben der Völker eben noch andre, schlimmere Formen des Elends als den Krieg, sodaß dieser trotz all seiner Schrecken bisweilen auch dem friedfertigsten Menschen als das geringere Uebel erscheinen kann. Wer den Krieg für unchristlich erklärt, nur weil er Leiden in seinem Gefolge hat, der muß auch jeden Zollkrieg, jeden Arbeiterausstand, ja Alles, was wir als Fortschritt in der Weltgeschichte preisen, und nicht zuletzt das Werk unsers Heilandes selbst als unchristlich verwerfen; denn ohne Leiden geht es nun einmal in der Welt nicht ab. Aber das Leiden ist es auch, was das Leben adelt!

Göhre und viele Andre sind geneigt, die Propaganda für den Frieden, wie sie gegenwärtig im Schwange ist, als ein besonders christliches Unternehmen zu betrachten, wodurch dann Jeder, der nicht mitmachen will, unwillkürlich in den Verdacht kommt, daß es ihm mit dem Christentum doch nicht so recht ernst sei.*) Gewiß läßt sich auch nicht verkennen, daß in der modernen Friedensbewegung ein starkes christliches Element enthalten ist. Aber man darf auch nicht übersehen, daß gar Vieles mit unterläuft, was mit dem Christentum recht wenig zu thun hat. Ich erinnere nur daran, wie Frau von Suttner den Krieg bekämpft: sie verabscheut ihn in erster Linie als den Zerstörer des ehelichen Glückes; dieses eheliche Glück erscheint bei ihr jedoch als ein recht egoistisches Motiv, und zwar nicht nur in ihrem Roman „Die Waffen nieder," sondern auch in ihren biographischen Aufzeichnungen, in denen sie ihre Befriedigung darüber äußert, daß ihr eignes eheliches Glück durch keinen — Kindersegen beeinträchtigt worden sei. Nicht allein der Kriegsenthusiasmus, sondern auch die Friedensschwärmerei kann unchristlich sein!

Ich bin nichts weniger als ein Kriegsenthusiast. Aber der Krieg scheint mir eine Kampfform zu sein, die unter gewissen Voraussetzungen für die Menschenerhaltung bis auf weiteres unentbehrlich und mit dem Geist des Christentums sehr wohl vereinbar ist. Mir scheint es deshalb auch nicht, wie Göhre will, Sache der Lehrer der Kirche zu sein, den Krieg im Prinzip zu bekämpfen oder neue Formen des Kampfes zu erfinnen, durch die er gemildert oder ersetzt werden könnte: das ist vielmehr, wie mich dünkt, eine wenn auch sehr anziehende, so doch rein technische Aufgabe, mit deren Lösung sich Jeder, der dazu die Fähigkeiten und den Beruf in sich spürt, beschäftigen kann und soll, die aber den Verkünder der christlichen Lehre als solchen nicht mehr und nicht weniger angeht, als jede andre die öffentliche Wohlfahrt berührende Frage, also wie heutzutage etwa der Kampf um den Mittellandkanal oder um den Arbeitsnachweis.

Das Amt der Kirchenlehrer scheint es mir zu sein und zu bleiben, durch Ermahnung und Beispiel darauf hinzuwirken, daß jeder Kampf, der unter Menschen entbrennt, mag es sich nun um eine litterarische Fehde, einen sozialen Kampf oder um einen Völkerkrieg handeln, im Geiste Christi geführt werde. Diese Aufgabe ist höher als jede andre und schließt die Lösung aller andern Probleme in sich ein; denn wenn die christliche Liebe in den Herzen der Menschen lebendig ist, erledigen sich alle „Zeitfragen" von selbst.

Paul Sander

*) In Wirklichkeit stand es wohl für Göhre wie auch für den Herausgeber d. Bl. umgekehrt: was uns trieb, war die Verwunderung, daß es nahezu für christlich-korrekt gilt, gegen die Friedensbewegung sich zu stellen. D. H.

Der Streit um die Inferiorität der geistlichen Lehranstalten in Frankreich und der Papst

Die Inferiorität katholischer Lehranstalten ist bekanntlich gegenwärtig ein Lieblingsthema der Reformkatholiken in Deutschland geworden, das bereits in einer Reihe von Schriften eingehend besprochen wurde. Neuerdings hat dieses Thema nun auch in Frankreich lebhafte Erörterungen und Streitigkeiten hervorgerufen, und zwar ist näher die Minderwertigkeit weiblicher Klosterschulen in Betracht gezogen worden. Sogar der französische Episkopat hat an der Polemik teilgenommen, die mit der Zeit so energisch geführt wurde, daß schließlich die Anhänger der Schulreform sich an den Papst wandten. Dieser hat soeben eine Entscheidung in der Angelegenheit getroffen.

Den Ausgangspunkt der Kontroverse bildete ein Buch der Klosterfrau Mère Marie du Sacré Coeur de Jésus aus der Diözese Avignon, das bei seiner Publikation das größte Aufsehen in der katholischen Welt erregte. Es war betitelt: Les Religieuses enseignantes et les Nécessités d'Apostolat. Die der Kongregation von Notre Dame angehörige Verfasserin hat darin das Resultat ihrer langjährigen Erfahrungen und Beobachtungen im Lehrfache dargelegt und ist zu dem Schlusse gelangt, daß die Vorbereitung des Lehrpersonals der Frauenkongregationen völlig unzulänglich sei und einer gründlichen Reform bedürfe. Als Heilmittel schlug sie die Gründung eines Seminars für Klosterfrauen vor, in dem eine den Anforderungen der Neuzeit entsprechende Ausbildung geboten werden sollte. Vom Wort ging die energische Frau zur That über. Mit Erlaubnis ihres Bischofs begab sie sich zu Propagandazwecken nach Paris. Es gelang ihr denn auch, eine Reihe der hervorragendsten Persönlichkeiten für ihre Idee zu interessiren und — was die Hauptsache war — einen mächtigen Anhang in den Kreisen des höhern Klerus zu finden. M. de Vogué, Thureau-Dangin, Brunetière, François Coppée von der französischen Akademie, A. de Lapparent, P. Thédenat vom Oratorium, Mitglieder des Instituts, die Senatoren Lecour, Grandmaison und de Lamarselle, der frühere Deputirte Etienne Lamy, die Professoren Baudrillart und Peillaube, die Abbés Naudet, Pautonnier, Rousselot, sowie Bureau, Hatzfeld, Henri Joly, Stephan de Lauzac, de Laborie und Abbé Frémont

erklärten sich bereit, für das Unternehmen einzutreten. Von den kirchlichen Würdenträgern erklärten sich Erzbischof Renon von Tours, Erzbischof Sueur von Avignon, die Bischöfe von Agen, Bayonne, Angoulême, La Rochelle, du Puy, Nîmes, Cahors, Séez, Amiens, Nizza, Rodez, Digne, Evreux und Pamiers für die „Reformkatholikin." Dagegen fand diese ganz entrüstete Gegner in den Bischöfen Turinaz von Nancy und Mgr. Gouthe-Soulard von Aix. Die Polemik scheute auch vor dem Mittel der Verleumdung nicht zurück. So wurde behauptet, die Klosterfrau habe ohne Erlaubnis der Obern die Klausur verlassen, um nach Paris zu gehn. Ferner wurde ihr ihre Freundschaft mit der Vicomtesse d'Adhémar, einer Amerikanerin, die im letzten Jahre ein Buch Nouvelle Education de la femme dans les classes cultivées veröffentlicht hatte, vorgeworfen und behauptet, daß sie mit der für eine Katholikin etwas freien Dogmatique d'amour derselben sich einverstanden erklärt habe. Die Gegner, die diesen Vorwurf erhoben, vergaßen, daß der Erzbischof von Avignon dieses Werk formell und öffentlich gebilligt und an die Vicomtesse darüber geschrieben hatte:

Sie geben schließlich eine Dogmatik der Liebe, sie zeigen die Größe, die Heiligkeit der menschlichen Liebe, der ehelichen Liebe, selbst in den sie konstituirenden Elementen, die der natürlichen und materiellen Ordnung angehören. Indem Sie auf die Mittel hinweisen, die dazu dienen können, die Liebe übernatürlich zu machen, wollen Sie nicht, daß man verachte, was Gott in den Naturgesetzen angeordnet hat, da man sonst Gefahr laufe, in Uebertreibung und Irrtümer zu verfallen. Alle diese Wahrheiten sind in einer schönen Sprache dargelegt, mit Erhabenheit des Gedankens und strenger Logik, die man selten in solchen Werken findet. Mit einem Worte, Madame, es ist ein großes Werk, das Sie unternehmen. Ihr System der Erziehung stützt sich auf rationelle Daten, es versucht, das übernatürliche und moralische Niveau in der Seele des jungen Mädchens zu heben. Ich wünsche, daß Ihre Bemühungen von Erfolg gekrönt werden. Mögen Sie reussiren, es wird zur Ehre Gottes, zum Wohle der Familien, zur moralischen und religiösen Hebung unsrer französischen Gesellschaft gereichen.

Der nämliche Mgr. Sueur hat selbst eine Reise nach Rom unternommen, um die Angelegenheit der Mère Marie beim Papst zur Sprache zu bringen. Dieser hat ihm, wie er einem Mitarbeiter des Figaro mitteilte, versichert, daß ihr Buch nicht auf den Index gesetzt werden würde, und daß er keineswegs ihren Plan mißbillige. Er soll gesagt haben: „Ich will, daß diese Polemik aufhöre, und werde in diesem Sinne an die Bischöfe schreiben, die die Klosterfrau angegriffen haben." Ferner äußerte er, wie Mgr. Sueur behauptet, die Zuversicht, daß die praktischen Schwierigkeiten, die der Ausführung des Planes entgegenstünden, beseitigt werden könnten. Dazu gehört auch die Einigung der Angehörigen verschiedner Orden in dem Seminar unter einer gemeinsamen Regel. Vorerst sprachen die Gegner des Reformplanes ihre Zweifel darüber aus, ob der Papst wirklich in dieser Weise sich billigend darüber geäußert habe. Jedoch scheinen sie sich später doch davon überzeugt zu haben. Von Interesse ist die Mitteilung des Bischofs, daß er der Klosterfrau gestatten mußte, das Ordenshaus in Paris, das sie bisher bewohnte, zu verlassen, weil sie fortwährenden Verdächtigungen und fortwährender Spionage daselbst ausgesetzt war. Ihre Gegner wollten ihr es nicht verzeihen, daß sie durch ihre Publikation „den Kirchenfeinden neue Waffen in die Hände gab." Der Erzbischof von Avignon wurde selber wegen seiner Haltung in der lächerlichsten Weise angegriffen und verdächtigt. Die Semaine religieuse de Blois sprach bereits von einem Schisma, das noch von Avignon ausgehen könne. Das Resultat seiner Romreise mußte deshalb seinen Gegnern, deren Stellungnahme seinerzeit auch in gewissen deutschen klerikalen Organen (Kölnische Volkszeitung vom 22. Juli 1898) gebilligt wurde, zu denken geben.

Bald darauf wurde die Nachricht verbreitet, daß die Mère Marie demnächst zur Realisirung ihrer Idee in Freiburg in der Schweiz eine Normalschule eröffnen würde. Jedoch sollte sich diese Behauptung nicht bewahrheiten. Im Gegenteil sollten wider alles Erwarten die Widersacher der reformirenden Klosterfrau triumphiren.

Die Angelegenheit war in Rom der Kongregation der Bischöfe und Regularen übergeben worden. Bei der günstigen Stellungnahme eines so großen Teiles des französischen Episkopats zu den Reformideen und nach den ermutigenden Worten des Papstes selbst erwartete man bestimmt, daß auch diese Behörde eine billigende Entscheidung fällen würde. Statt dessen traf vor kurzem ein Gutachten derselben ein, das begreiflicherweise in Frankreich großes Aufsehn erregte. Die Kongregation erklärte, daß das Projekt, eine große Reformnormalschule für die lehrenden Klosterfrauen zu gründen, so wie es in dem Buche der Mère Marie enthalten sei, nicht gebilligt werden könne, und daß auch im allgemeinen kein Grund zu Reformen des klösterlichen Unterrichts vorliege; ob im besondern Reformen in einzelnen Klöstern notwendig seien, sollen die zuständigen Bischöfe entscheiden. Dagegen wurde den französischen Bischöfen nahegelegt, den Klosterfrauen im allgemeinen Lob für ihre bisherige Thätigkeit zu spenden.

Nach dieser Entscheidung wurde Mère Marie, wie die Pariser Presse meldete, vollständig nicht nur von ihren Ordensschwestern, sondern auch von ihren bisherigen Anhängern ignorirt und befand sich eine Zeit lang in Paris in großer Notlage. Das muß umso mehr befremden, als die Klosterfrau thatsächlich dem Urteil nicht offen opponirte, sondern schließlich erklärte, sich ihm fügen zu wollen.

Die Angelegenheit wurde schließlich dadurch endgiltig erledigt, daß die Mère Marie vom Papste in Audienz empfangen wurde und die Erlaubnis erhielt, außerhalb ihres Ordens sich der Erziehung weiter zu widmen und dabei das Ordenskleid zu tragen.

Man hat bereits darauf hingewiesen, daß der Vatikan sich in dieser Sache ähnliche Widersprüche zu Schulden kommen ließ, wie bei den verschiednen Erklärungen über den Amerikanismus.

Charles Henri

Stimmen der Väter

Aus dem sogenannten ersten Klemensbriefe

In Nr. 5 dieses Jahrgangs habe ich in der Einleitung zu dem letzten Gebete Polykarps dessen Brief an die Philipper erwähnt, in Nr. 7 Zitate aus den Briefen des Ignatius mitgeteilt. Ignatius wie Polykarp gehören zu den sogenannten „apostolischen Vätern," d. h. zu jenen durch erhaltne Werke auch noch zu uns redenden Kirchenvätern, die man in den Jahrhunderten nach ihnen — zumeist mit Unrecht — als unmittelbare Apostelschüler ansah. Aber weder im Philipperbrief Polykarps noch in den Ignatianen liegt das älteste der Werke der apostolischen Väter uns vor. Beide sind jünger als der — von Polykarp in seinem Philipperbrief bereits benutzte — sogenannte erste Klemensbrief. Ja dieser ist nicht nur unter den Schriften der apostolischen Väter der älteste, sondern — vielleicht nächst dem bruchstückweise bekannten sogenannten „Hebräerevangelium" — überhaupt das älteste Stück unter allen nicht in das Neue Testament aufgenommenen Ueberresten der christlichen Urlitteratur. Daher darf man das Interesse der Leser der Christlichen Welt, die ihn noch nicht kennen, für ihn in Anspruch nehmen.

Der Brief ist ein Brief der römischen Gemeinde an die korinthische und stammt etwa aus dem Jahre 95 n. Chr. Veranlaßt war er durch Wirren in Korinth, eine Erhebung Einzelner gegen die Gemeindebeamten. Die römische Gemeinde mischt sich ein in dem Bewußtsein, daß sie als die Gemeinde der Welthauptstadt mitverantwortlich ist für die Ordnung in der Christenheit. Diese Verhältnisse machen den Brief in hohem Maße historisch interessant. Doch die „Stimmen der Väter" haben eine andre Aufgabe als die, Quellenfragmente für lediglich historische Fragen vorzulegen. An Material, das noch heute für weitere christliche Kreise fesselnd sein kann, bietet der Brief nicht viel; langatmige Behandlung alttestamentlicher Beispiele der Verderblichkeit neidischen Streites und dergleichen nimmt in ihm einen großen Raum ein. Doch hoffe ich, daß die folgenden Zitate interessiren werden. Sie können es, wenn die Leser bei der Lektüre ihr Augenmerk darauf richten, wie viel und wie wenig der Schreiber von den christlichen Gedanken verstanden hat, die uns im Vordergrunde stehen, und wenn sie versuchen, in die alte Zeit und ihre Bedingungen sich hinein zu versetzen. Thut man das, so hat z. B. das einen Reiz, zu sehen, wie dem frühern Heiden durch das Christentum eine neue Naturbetrachtung aufgegangen ist: was der gläubige Israelit längst aus den sogenannten Schöpfungspsalmen wußte, das lernt der einstige Heide nun erst als

Christ. Auch dies kann die Gedanken anregen, daß der Verfasser die Ausführungen des Paulus über die Rechtfertigung aus dem Glauben kennt und zum teil reproduzirt, ohne sie wirklich verstanden zu haben; denn er denkt an eine Verdienbarkeit des ewigen Heils, und der Glaube ist ihm nicht ein auf alles Verdienen verzichtendes Vertrauen auf Christus, sondern die feste Ueberzeugung, daß Gott seine Verheißungen erfüllen wird.

Der Schreiber war nach guter Ueberlieferung ein gewisser Klemens, damals Presbyter der römischen Gemeinde. Ob dieser Mann identisch war mit dem vielleicht als Christ Anfang 96 n. Chr. hingerichteten Konsul des Jahres 95, dem mit Kaiser Domitian verwandten Titus Flavius Klemens — das ist eine alte Streitfrage. Ich habe trotz der Gewichtigkeit der Gegengründe für diese Vermutung viel übrig. Den Absatz, der auf das römische Heer hinweist, habe ich deshalb zitirt, weil er zu Titus Flavius Klemens besonders gut passen würde, obwohl auch jeder andre Römer so schreiben konnte. Loofs

Den demütig Gesinnten gehört Christus, nicht solchen, die sich gegen seine Herde erheben. Das Szepter der Majestät Gottes, unser Herr Christus Jesus, kam nicht mit großthuerischem, hochmütigem Prunke, obwohl er Macht dazu gehabt hätte, sondern demütig, wie der heilige Geist von ihm gesagt hat. (Kap. 16)

Die Himmel, die sich nach seiner Anordnung bewegen, sind ihm in Frieden unterthan. Tag und Nacht vollbringen den von ihm angeordneten Lauf, in Nichts einander hindernd. Sonne und Mond und der Sterne Chöre durchkreisen seinem Befehle gemäß in Eintracht, ohne jegliche Abweichung, die ihnen vorgeschriebnen Bahnen. Die Erde, fruchtbar nach seinem Willen, bringt zu ihren Zeiten die ganze Fülle der Nahrung für Menschen und Tiere und alle Lebewesen auf ihr hervor, ohne eines seiner Gebote zu verletzen oder zu ändern. Der Tiefen Unerforschlichkeit und des Unterirdischen Unbegreiflichkeit wird durch dieselben Gebote beherrscht. Das unermeßlich weite Meer, das sich durch seine Schöpferthätigkeit an seine Oerter gesammelt hat (vergl. 1. Mos. 1, 9), überschreitet nicht die ihm gesetzten Grenzen, sondern wie er ihm befohlen hat, so thut es. Denn er sprach: „Bis hieher sollst du kommen, und deine Wogen sollen in dir zerschellen" [frei nach Hiob 38, 11]. Der für Menschen undurchschreitbare Ozean und die hinter ihm liegenden Welten werden durch dieselben Gebote des Herrn regiert. Frühling, Sommer, Herbst und Winter wechseln in Frieden miteinander ab. Die Winde verrichten ein jeder zu seiner Zeit ihren Dienst, ohne sich einander zu hindern. Stets rinnende Quellen, geschaffen zur Erquickung und zur [Erhaltung der] Gesundheit, gewähren, ohne zu versiegen, ihre Brust den Menschen zur Erhaltung des Lebens. Ja die geringsten unter den Lebewesen gehen miteinander in Eintracht und Frieden um.

Das Alles hat der große Schöpfer und Herr aller Dinge in Frieden und Eintracht werden lassen, Allen wohlthuend, überschwenglich aber uns, die wir uns geflüchtet haben in sein Erbarmen durch unsern Herrn Jesus Christus, welchem sei Ehre und Herrlichkeit in alle Ewigkeiten. Amen. (20)

In dieser Hoffnung [nämlich des ewigen Lebens] nun sollen unsre Seelen gebunden sein an den, der treu ist in seinen Verheißungen und gerecht in seinen Gerichten (vgl. Ps. 51, 6). Der da geboten hat, nicht zu lügen, wird viel weniger selbst lügen; denn Nichts ist bei Gott unmöglich, ausgenommen das Lügen. Auflodern soll nun in uns das Feuer des Glaubens an ihn, und wir wollen bedenken, daß Alles ihm nahe ist. (27)

Auch wir nun, durch seinen Willen in Christo Jesu berufen, werden nicht durch uns selbst gerechtfertigt, auch nicht durch unsre Weisheit, Einsicht, Frömmigkeit oder Werke, die wir in Herzensfrömmigkeit zustande gebracht haben, sondern durch den Glauben, durch welchen der allmächtige Gott Alle von Anfang an gerechtfertigt hat. Ihm sei Ehre in alle Ewigkeit. Amen. (32)

Was wollen wir nun thun, Brüder? Sollen wir aufhören, Gutes zu thun, und von der Liebe ablassen? Niemals möge der Herr es zulassen, daß dies bei uns geschehe! Vielmehr wollen wir uns sputen, mit Beharrlichkeit und Eifer jegliches gute Werk zu vollenden. Denn der Schöpfer und Herr aller Dinge frohlockt selbst über seine Werke. Denn mit seiner allergrößten Kraft hat er die Himmel befestigt, und mit seiner unerreichbaren Einsicht hat er sie ausgestattet; das Land hat er von dem es umgebenden Wasser geschieden und hat es befestigt auf dem sichern Grunde seines Willens, und die auf ihm lebenden Tiere hat er nach seiner eignen Anordnung sein lassen; das Meer und die Tiere in ihm, die er vorher geschaffen hat, hat er durch seine Macht in ihren Grenzen gehalten; zu dem Allen hat er das an Verstand Vorzüglichste und Größte, den Menschen, mit heiligen und unsträflichen Händen gebildet, einen Abdruck seines eignen Bildes. (33)

Wie selig und wunderbar sind die Gaben Gottes, Geliebte! Leben in Unsterblichkeit, Herrlichkeit in Gerechtigkeit, Wahrheit in Freimütigkeit, Glaube in Vertrauen, Enthaltsamkeit in Heiligung! Und dies Alles ist in unsern Gesichtskreis gerückt. Was ist es denn nun, das den Ausharrenden bereitet ist? Der hochheilige Schöpfer und Vater der Welten — Er kennt das Maß und die Schönheit jener Dinge. Wir wollen nun danach ringen, erfunden zu werden in der Zahl derer, die auf ihn harren, damit wir der verheißnen Gaben teilhaftig werden. Wie aber wird dies geschehen, Geliebte? Wenn unser Sinnen fest und treu gerichtet ist auf Gott; wenn wir das suchen, was ihm wohlgefällig und angenehm ist; wenn wir das vollenden, was seinem unsträflichen Willen entspricht, und wenn wir nachgehen dem Wege der Wahrheit, wegwerfen von uns jegliche Ungerechtigkeit und Ungesetzlichkeit. (35)

Dies ist der Weg, Geliebte, auf dem wir unser Heil, Jesum Christum, finden, den Hohepriester unsrer Opfer, den Vertreter und Helfer unsrer Schwachheit. Durch ihn blicken wir auf zu des Himmels Höhe; in ihm sehen wir, wie in einem Spiegel, sein heiliges und erhabnes Angesicht; durch ihn sind unsers Herzens Augen geöffnet worden; durch ihn wächst unser thörichter und verfinsterter Verstand empor zu seinem wunderbaren Lichte; durch ihn wollte der Herr uns die Unsterblichkeitserkenntnis schmecken lassen; der da ist ein Abglanz seiner Herrlichkeit (vgl. Hebr. 1, 3), der um so größer ist als die Engel, als der Name, den er geerbt hat, sie überragt (vgl. Hebr. 1, 4). Denn so steht geschrieben: „Der da seine Engel zu Winden und seine Diener zu Feuersflammen macht" (vgl. Hebr. 1, 7). Von seinem Sohne aber hat der Herr so gesagt: „Mein Sohn bist du, heute habe ich dich gezeuget (vgl. Hebr. 1, 5); fordere von mir, so werde ich dir Völker zu deinem Erbe geben, und zu deinem Besitz die Grenzen der Erde." Und wiederum sagt er zu ihm: „Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde unter deine Füße lege" (vgl. Hebr. 1, 13). Wer sind nun die Feinde? Die Bösen und die, welche sich seinem Willen widersetzen. (36)

So laßt uns nun unsre Ritterschaft bethätigen, lieben Brüder, mit aller Beharrlichkeit, auf Grund seiner unsträflichen Gebote. Laßt uns sehen auf die, welche unter unsern Führern Kriegsdienste thun, in wie guter Ordnung, wie fügsam, wie gehorsam sie das Befohlne thun. Nicht alle sind Generäle, Obersten, Hauptleute, Offiziere u. s. w., sondern ein Jeder vollendet in seiner Stellung, was ihm vom Könige und von den Führern befohlen wird. Die Großen können nicht ohne die Kleinen, und die Kleinen nicht ohne die Großen sein; alle sind durcheinander gemischt, und das ist von Nutzen. Nehmen wir einmal als Beispiel unsern Körper (vgl. 1. Kor. 12, 12 ff.): das Haupt ist nichts ohne die Füße, so auch die Füße nichts ohne das Haupt; die geringsten Glieder aber unsers Körpers sind nötig und nützlich für den ganzen Körper; ja alle vereinigen sich und fügen sich einer Ordnung, damit der ganze Körper ein gesundes Ganzes sei. (37)

Verschiedenes

Das Zentrum ist heute die ausschlaggebende Partei im Reich. Man muß zugeben, daß es von dieser Stellung weisen Gebrauch macht. Hierzu befähigen es weniger die uralten politischen Traditionen des Ultramontanismus, denn diese hindern die Katholiken anderswo nicht, z. B. in Belgien, die bösesten Fehler zu machen. Vielmehr profitirt das Zentrum davon, daß es mit diesen Traditionen innerhalb eines protestantischen Volkes arbeitet, dessen Tugenden und Prinzipien irgendwie auch an den katholischen Mitbürgern heilsam geworden sind. Es ist aber ferner in dem ungeheuern Vorteil, den immer mehr in Inter-

essengruppen zerfallenden „protestantischen“ Politikern gegenüber eine höhere Einheit in seinem Glauben ultra montes zu besitzen, eine ideale Einheit, die es ihm ermöglicht und es zugleich nötigt, die im eignen Schoße vorhandnen Interessengegensätze zu berücksichtigen und auszugleichen. So tritt es in den öffentlichen Kampf um bestimmte Sachen in der Regel erst ein, nachdem es die Einseitigkeiten im Innern der Partei bereits überwunden hat, in denen die übrigen Parteien sich verzehren.

So gewiß aber die ultramontane Orientirung dieser deutschen Partei ihr taktische und prinzipielle Vorzüge schafft, so ungefährlich wäre ihre Macht dennoch, wenn wir eine Regierung hätten, die ihr nicht fortwährend Anlaß böte, von ihrer Ueberlegenheit Gebrauch zu machen. Eine monarchische Regierung könnte und sollte auch über den Parteien stehn, die Einseitigkeiten der Interessengruppen in sich geistig überwunden haben und so vor das Volk und seine Abgeordneten treten.*) Wenn aber die Regierung heute um die Gunst des Zentrums buhlt und zur Erreichung gewisser Ziele ihm seine anstößigsten Wünsche erfüllt (Karfreitagsvorlage), morgen aber durch eine kurzsichtige Klassenpolitik es in die Lage setzt, sich als die Vertreterin allgemeiner Freiheiten nicht nur aufzuspielen, sondern es wirklich zu sein (Zuchthausvorlage), so macht die Regierung damit grobe Fehler; die Macht des Zentrums wird mutwillig gesteigert, und der freiheits- und gerechtigkeitsliebende Protestant kommt in die peinliche Lage Gott danken zu müssen, daß gewisse Ideale im lieben Deutschen Reich noch an der katholischen Partei einen Halt und eine Zuflucht haben. R

Ein verfassungsmäßiger Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen in Deutschland wird neuerdings lebhaft befürwortet in einem Vortrage Professor Beyschlags. Er liegt zunächst vor im Juliheft seiner Deutschevangelischen Blätter unter der Ueberschrift: „Das Bedürfnis einer engeren Verbindung der deutschen protestantischen Landeskirchen.“ Die Hallische Konferenz, vor der er gehalten wurde, hat beschlossen ihn auf ihre Kosten zu vervielfältigen und ihn sämtlichen Kirchenregierungen und Pastoren im Reich zugehen zu lassen.

Das Bedürfnis einer solchen Rechts- und Verfassungseinheit wird begründet durch den vierfachen Hinweis auf unsre Kolonien, auf unsre außerdeutsche Diaspora, auf die Freizügigkeit, die den Mangel eines deutschevangelischen „Gemeindebürgerrechts“ zum Notstande macht (auch daß es keine deutschevangelische Kandidatur giebt, sei ein gleicher Notstand), und endlich auf die öffentliche, politische Lage, da derselbe Staat, der rechtlich Schützer der evangelischen Landeskirchen ist, vielmehr sie bindet und den Ansprüchen der römischen Kirche sich anbequemt, sodaß sie dieser ihrer Todfeindin rettungslos ausgeliefert sind. Von dem Zustande kann uns nur ein kräftiges Zentralorgan retten, ein deutschevangelischer Bundesrat oder eine deutschevangelische Reichssynode. Unbeschadet der innern Selbständigkeit der konföderirten Landeskirchen würde diese Instanz jedenfalls nicht nur repräsentative, sondern auch administrative und gesetzgeberische Arbeit in den Grenzen ihrer Aufgabe zu leisten haben.

Wir wissen nicht, ob die Zeit nunmehr reif ist, diesen Gedanken zu verwirklichen. Beyschlag selbst redet dringend, mit dem Pathos der Sehnsucht und der Sorge vor dem Zu spät, und doch sich in Geduld fassend. Durchschlagend für die Berechtigung seiner Forderung sind Motiv 1 und 2, Kolonien und Diaspora. Ein großes Schwergewicht hat der vierte Gesichtspunkt, nämlich die Erwägung der kirchenpolitischen Lage zumal in Preußen, wo das Interesse der evangelischen Landeskirche in den Händen einer von der Unterstützung des Zentrums abhängenden Regierung trotz der persönlichen Stellung des Königs zum evangelischen Bekenntnis wahrlich schlecht gewahrt ist: vergleiche Karfreitagsvorlage. Diskutirt werden muß vor allem Punkt 3. Zu einem Kandidatenrecht, wie wir es freudig begrüßen würden, wird leider auch eine Konföderation der Landeskirchen uns erst zu allerletzt helfen: trennen doch unverständliche Schlagbäume selber die Konsistorialbezirke innerhalb der Einen Kirche von Altpreußen. Aber diesem Ziel stimmen wir gern bei. Ebenso dem Gemeindebürgerrecht. Es ist in der That skandalös, wie wenig wir uns um das Schicksal unsrer ab und zu wandernden Gemeindeglieder hinsichtlich ihrer kirchlichen Zugehörigkeit kümmern. Aber wenn dann von dem „Bedürfnis einer gleichartigeren gemeindeutschen Ausprägung des kirchlichen Lebens“ die Rede ist, so fühlen wir abschüssige Bahn unter unsern Füßen und können nur warnen, dieses höchst subjektive und in seinem Verfolg gefährliche Bedürfnis bei der Frage mitsprechen zu lassen. Die Schattenseiten einer weitern Uniformirung und Unifizirung unsers kirchlichen Wesens dürfen nicht außer Acht gelassen werden.

Die Sache ist wichtig genug, wir wollen gern mit darüber verhandeln und, wenn es drauf und dran kommt, nach Kräften mit helfen. R

Fragen der Völkerpolitik und des internationalen Rechts zu behandeln ist nicht ohne weiteres Sache dieses Blattes, spielen aber ethische Erwägungen mitherein — und bei keinem Zweige der Rechtswissenschaft ist das häufiger der Fall, als bei diesem, dem man den Rechtscharakter manchmal gar nicht abstreitet —, so ist es Recht und Pflicht eines christlichen Blattes, das Wort gelegentlich zu ergreifen. Andrerseits muß freilich betont werden, daß die Teilnahme der Laienkreise an Fragen der großen Politik noch das Wichtigste ist. Vor allem

*) „In monarchischen Staaten ist es Aufgabe der Regierung, das Bewußtsein nach allen Seiten aufrechtzuerhalten, daß sie gleiches Licht und gleiche Sonne gewähren will.“ So — nach den Tagesblättern — Schmoller am 5. Juli im Herrenhause. In genauer Uebereinstimmung mit dem, was wir in voriger Nummer sagten.

brauchen wir doch Männer, die mit gründlicher Juristenbildung und politischer Sachkenntnis einen offnen Blick für die ethische Seite der Rechtsfragen verbinden; Männer, die unsern Unwillen über so manches politische Vorkommnis der letzten Jahre verstehen und doch kraft ihrer rechtlichen Bildung übereilten Maßregeln und schiefer Beurteilung entgegentreten können.

In diesem Sinne möchte ich Herrn Dr. M. S. Kebedgy als Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt bezeichnen und auf einige seiner Schriften die Aufmerksamkeit lenken. Von griechischer Abstammung, doch in Konstantinopel aufgewachsen, ist Kebedgy seit drei Jahren Lehrer des internationalen Rechts an der Berner Hochschule und Mitglied des Pariser Institut de droit international. Er liebt es, Zeitereignisse, die auf dem Gebiete des Völkerrechts liegen, rechtlich und sittlich in kurzen, sachkundigen Auseinandersetzungen zu beleuchten. So erschien letzten Herbst Le mouvement des Italiens en Suisse et le droit international (Extrait de la Revue Génerale de droit international public. Paris, A. Pedone), eine freimütige aber schonende Beurteilung der im Lande so scharf getadelten „Italienerabschiebung“ bei Chiasso durch den schweizerischen Bundesrat. Von allgemeinem Interesse ist jedenfalls seine jüngste Veröffentlichung L'Allégement des charges militaires et les rapports internationaux (Estratto della Rivista di Diritto Internazionale e di legislazione comparata. Napoli 1899, fas. IV), eine Kritik der Abrüstungsfrage mit geschichtlichen Rück- und Ausblicken. Von der Erwägung ausgehend, daß eine nationale Einheit durch Triumphe des Stärkern und Diplomatenfederstriche weder gewonnen noch verloren wird, sondern in dem einmütigen Willen einer Gesamtheit von Individuen, eine Nation zu bilden, besteht, stellt der Verfasser fest, daß viele kleine Volksgemeinschaften — Polen, Serben, Griechen — von diesem Ziel noch weit entfernt sind. Steht ihnen die Gerechtigkeit höher als der Friede, so muß ihr ganzes Streben auf Mehrung und Besserung ihrer Heeresmacht gehen, nicht aber auf Abrüstung. Käme es dazu auch — wer schafft denn die Sanktion der von jedem Staat übernommenen Verpflichtungen, und wer bürgt für ihre strenge Befolgung? — So gering demnach Kebedgy den praktischen Erfolg der Abrüstungsverhandlungen im engern Sinne anschlägt — die bis zur Stunde bekannten Thatsachen geben ihm darin Recht —, so hofft er doch auf eine moralische Wirkung der Initiative des Zaren seit dem zweiten Zirkular, das ja unter dem Vorwande der Ergänzung des ersten den Schwerpunkt des Friedensprogramms stark nach der humanitären und schiedsgerichtlichen Seite verschoben hat. Käme es hier zu entschiedenen Maßnahmen, so wäre schon viel erreicht.

Es darf wohl im Anschluß an diese Erwägungen des Verfassers, der um des Friedens willen nicht auf Gerechtigkeit verzichten will, bemerkt werden, daß Kebedgy einer der wenigen gründlichen Kenner der Orientfrage ist, die er auch schon zum Gegenstande seiner Vorlesungen gemacht hat. Ueberhaupt ist die Haltung der Zeitschriften für internationales Recht in diesem Punkte sehr beachtenswert. Man lese doch einmal nach, wie die obengenannte Pariser Zeitschrift (1896, Nr. 1 und 3) die Armenierfrage bespricht, und man versuche einmal vom deutschen Standpunkt eine Auseinandersetzung mit der auch auf genauester Kenntnis der gesamten europäischen Presse ruhenden Darstellung des griechisch-türkischen Krieges, wie sie die Brüsseler Revue de droit international et de législation comparée (La guerre en 1897. Tome XXX, 1898) brachte.

Um auf Kebedgy zurückzukommen, so mag zum Schluß noch eine kleine Broschüre erwähnt sein, die mit der großen Politik allerdings gar nichts zu thun hat. Sie heißt: L'éducation en Angleterre et en France. Lettre à un ami. (Paris, 1893, Imprimerie Jules Lievens) und ist eine Frucht seines längern Aufenthalts in beiden Ländern. Der Verfasser wendet sich hier gegen die einseitig geistige Jugendbildung und stellt England als Muster für eine gesunde Körperpflege und eine sorgfältige Berücksichtigung des Gleichgewichts zwischen geistiger und körperlicher Entwicklung hin. Er rät vor allem von einer Anspannung der Gehirnarbeit durch Preise und Stiftungen ab und warnt andrerseits vor Ueberschätzung des Militärdienstes als ihres angeblich heilsamen Korrektivs. Auch das Verhältnis von Lehrer und Schüler der Hochschulen wünscht er pädagogischer und intimer gestaltet zu sehen. Mögen nun manche dieser Schäden und Heilmittel auf Deutschland wenig Anwendung finden, es bleibt doch auch für deutsche Leser noch viel Beherzigenswertes in der kleinen, frisch und herzlich geschriebnen Schrift. Hier redet ein Mensch, der viel gesehen hat und mit offnen Augen vorurteilslos Gutes und Schlechtes überall findet. Zu seinem warmen Gefühl in sittlichen und religiösen Fragen darf man das gleiche Vertrauen hegen, wie zu seinem kühlen und klugen Denken in der Völkerpolitik.

Platzhoff

Karl May. Ueber diesen vielgelesenen Reiseerzähler brachte kürzlich die Frankfurter Zeitung einige beachtenswerte Mitteilungen, die auch die Christliche Welt veranlassen, öffentlich Stellung zu seiner Schriftstellerei zu nehmen. Es sind bis jetzt 27 starke Bände von ihm erschienen, durchgängig in Auflagen von zehn- bis fünfzehntausend (bei Fehsenfeld, Freiburg i. Br.). Bei so außerordentlicher Verbreitung erscheint ein Urteil über seine Schriften auch in dieser Zeitschrift um so mehr geboten, als sie geradezu tendenziös christliches Gepräge zur Schau tragen. Die Erzählungen sind durchweg voll von den fabelhaftesten Abenteuern. Ihr Held ist stets der Verfasser selbst; er berichtet überall in der ersten Person. Seiner Gewandtheit, Verschlagenheit und Tapferkeit gelingen die unglaublichsten Thaten, seiner christlichen Nächstenliebe Wunder hochherziger Selbstbeherrschung. Hunderte von Menschen verdanken ihm allein Leben und Freiheit. Das alles — man kann es nicht leugnen — ist mit großer Geschicklichkeit und mit einer Glut

der Phantasie dargestellt, die auf Augenblicke hinreißen kann, zumal eine scharfe Beobachtungsgabe ihm zu äußerst lebensvollen Naturschilderungen verhilft. Aber mag man auch der Meinung sein, die Einführung der ersten Person sei zur Belebung der Erzählung zulässig, da ja jedes Kind die Unmöglichkeit so vieler Abenteuer und Heldenthaten als wirklicher Erlebnisse des Verfassers empfinde, so muß man es doch als höchst bedenklich ansehen, wenn er selbst durch Zwischenbemerkungen den aufkeimenden Zweifel des Lesers an der Wahrhaftigkeit der Erzählung zu unterdrücken sucht. So heißt es bei der Schilderung eines geradezu wunderbaren Beweises seiner List und Beherztheit (Im Lande des Mahdi, Band 16, S. 560): „Man meint, daß solche oder ähnliche Szenen nur in Romanen vorkommen können; das ist sehr richtig, denn — das Leben ist der fruchtbarste und phantasiereichste Romanschreiber, der nicht, um eine unmögliche Situation zu ersinnen, ein Dutzend Gänsefedern zerkauen muß." Trotzdem man die Logik in diesem Satze vermißt, wird man über seine Absicht nicht im Zweifel sein können. Wenn dann aber solchen angeblichen Erlebnissen wie den Band 23, S. 323 ff. geschilderten eine Erörterung der Frage: „Zufall oder Schickung?" voraufgeht mit dem Anspruch, die folgende Geschichte solle im Sinne der Schickung entscheiden, so ist das noch bedenklicher. Die Selbstbiographie, die die Frankfurter Zeitung auszugsweise aus dem „Deutschen Hausschatz" abdruckt, ist vollends geeignet, den Zweifel an der Aufrichtigkeit dieses Litteraten zu bekräftigen. Mag er, wenn er in Radebeul weilt, von Verehrern noch so überlaufen werden: was er an derartigen Tageserlebnissen dem Glauben seiner Leser zumutet, ist einfach unglaublich. Ist es um dieses moralischen Defekts willen gewiß gut, daß man solche Lektüre aus den Schülerbibliotheken auszuschließen beginnt, wo sie überhaupt Eingang gefunden hatte, so ist es wegen der Belehrung oder der stilistischen Schulung, die daraus zu gewinnen wäre, sicherlich nicht zu bedauern. Denn der Stil ist nicht fehlerfrei (vgl. z. B. Band 16, S. 504, Zeile 8 bis 6 von unten), und die Schilderung giebt durch geflissentliche Häufung des Ungewöhnlichen und Wunderbaren ein durchaus ungetreues Bild von Land und Leuten.

H Vollmer

Eine Ueberraschung brachte dem Herausgeber und den Lesern der Christlichen Welt, soweit sie von dieser trefflichen Vierteljahrsschrift Kenntnis nehmen, das neueste Heft der Zeitschrift für praktische Theologie. Es enthält von Professor Baumgarten in Kiel einen Aufsatz von 32 Seiten über die Christliche Welt. Eine so eingehende Würdigung hat unser Blatt noch niemals in einem andern Organ gefunden. Sie ist eingehender noch als die dankenswerte Kritik, die einst von Professor Lobstein in den Annales de bibliographic theologique erschien.

Der Aufsatz handelt auf zehn Seiten von der Art und Entwicklung unsers Blattes im allgemeinen. Dann beschäftigt er sich näher mit den Leistungen unsers heurigen ersten Quartals. Harnacks sechs Artikel über die Bedeutung der Reformation innerhalb der allgemeinen Religionsgeschichte werden in ihrem Sinn und Wert festgestellt. Bonus über die Germanisirung des Christentums wird ebenfalls ausführlich wiedergegeben und m. E. ausgezeichnet kritisirt. Dann kommen die übrigen Beiträge an die Reihe, groß und klein, immer von dem Urteil des Verfassers irgendwie eingeschätzt. Endlich verweilt er noch ein wenig bei unsern „Andachten."

In diesem Stücke ist der Verfasser nicht ganz billig. Es geht nicht an, diese Art religiöser Produktion mit dem zu vergleichen, was Predigten wollen und sollen. Fast scheint es, als riete der Verfasser, das ganze Genre zu streichen, bis man etwa in der Lage ist, lauter Naumann, Oeser u. dergl. an dieser Stelle zu bieten. Ich glaube aber nicht, daß es das Richtige ist, Andacht und Erbauung immer nur bei den Poeten zu suchen. Ist Jemand als Prediger und Erbauungsschriftsteller zugleich ein Dichter, so wollen wir für die Gnade Gottes danken, die in solcher Begabung nicht nur den Begabten allein, sondern Vielen gegeben ist. Die wir keine Dichter sind, müssen die Kunst, Wahrheiten zu sagen, auf andre Weise üben. Und die mehr reflektirende und nachdenkliche Art wird unserm heutigen Geschlecht nicht nur vielfach zusagen, sondern auch nütze sein. „Herz" ist nicht nur da, wo die Rede in Poesie und Musik übergeht, sondern wo der Ernst persönlicher Ueberzeugung spricht. Unerbaulich und unerträglich ist in aller religiösen Rede nur Eines: die Phrase.

Ich schreibe das nicht um meinetwillen, weil Baumgartens Unbefriedigung vor Andern mich mit trifft, sondern weil ich besorgt bin, es möchte seine sonst so freundschaftlich gestimmte, jeweilen zu milde Kritik durch ihre Resignation an dieser Stelle geradezu schaden. Und zwar besonders dadurch, daß sie von dem Versuch, sich an diese Art religiöser Schriftstellerei zu wagen, abzuschrecken geeignet ist. Ich weiß wohl, wir tasten und suchen da nach der rechten Form und Sprache. Aber es wäre doch ein Leichtes, aus den dreizehn Jahrgängen ein Andachtsbuch zusammenzustellen, das Manchen eben recht sein würde. Kurz ich bitte herzlich, daß sich die Freunde da nicht mutlos machen lassen. Nur auf äußerste Knappheit muß ich dabei immer vor allem drängen, und ich sehe die Schwierigkeit, die darin liegt, wohl; gerade „erbauliche" und reflektirende Schreibart geht gern in die Breite. Aber was wollen denn diese Anfangsartikel anders, als einen ernsten, frommen, biblischen, christlichen Gedanken vorerst dem willigen Leser in die Seele geben, der abgesehn von dem wechselnden bunten Stoff der übrigen Nummer ihm ein Gruß sei aus der obern Welt.

Das Heft wird für 1,50 Mk., soweit der Vorrat reicht, von der Verlagshandlung Adolf Diesterweg in Frankfurt a. M. auch einzeln abgegeben. Es enthält übrigens noch u. A. die gelehrte Abhandlung einer Dame, Friederike Fricke in Göttingen, über „Die Laienbiblia, ein Rätsel der Katechismusgeschichte."

R

Quittung

Für den tapferen Katholiken: 20 Mk. von W S in Hamburg; 1 von N N in N, O.-A. Aalen. Da die in Nr. 15 in der Zuschrift „Ein tapferer Katholik" erbetene Summe durch die Hilfeleistung freundwilliger Leser weit überboten wurde, hat der Empfänger aus Dankbarkeit auf 200 Mark zu Gunsten der Evangelischen in Oesterreich verzichtet.

Für die Evangelischen in Oesterreich: 200 Mark — vergl. das Vorstehende.

Auf unsre Klage in Nr. 26 ist zwar begreiflicherweise bisher noch nichts eingegangen, dagegen erhielten wir, noch ehe Nr. 26 zur Ausgabe gelangte, für diesen Zweck 50 Mark!

Herzlichen Dank! D H

Zur Beachtung

Freiexemplare für Hotels, Kursäle, Sommerfrischen werden jederzeit vom Verlag in Marburg bewilligt und versendet.

Verantwortlicher Herausgeber: Pfarrer D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf. Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 20 Pf.

Kongresse, Konferenzen und Versammlungen

jeder Art und Richtung, in kleinerem oder größerem Kreise, wird die Christliche Welt gern unentgeltlich an dieser Stelle anzeigen, sofern sie irgend kirchliches oder humanes Interesse haben. Doch ist frühzeitige Mitteilung geboten, da eine Wochenschrift mehrere Tage vor Erscheinen abgeschlossen wird. In der Regel ist Sonntag der späteste Termin, an dem eine kurze Nachricht für die Donnerstag darauf erscheinende Nummer Aufnahme finden kann.

Versammlungskalender

18.—22. September Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Gesamtvereins in Braunschweig.

19. 20. September Jahresversammlung des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins in Meiningen.

26.—28. September Protestantentag in Hamburg.

2.—5. Oktober Kongreß für Innere Mission in Straßburg. Programm siehe in Nr. 27.

9.—12. Oktober Jahresversammlung des Evangelischen Bundes in Nürnberg.

Freunde der Christlichen Welt

Frankfurt a. M.: Montag, den 7. August, nachm. 4, Rosenau.

Straßburg: Freitag, den 14. Juli, nachm. 3 im Zivilkasino.

Stuttgart: Montag, den 17. Juli, nachmittags $3^1/_2$ bei Textor, Gartensaal.

Tübingen: Dienstag, den 18. Juli, abends 8, Museum.

Eisenach: 6. 7. Oktober.

Norddeutsche junge Dame aus Offiziersfamilie, protestantisch, 28 Jahre, musikalisch, Englisch und Pariser Französisch sprechend, sucht Stellung im In- od. **Ausland** als Gesellschafterin od. Reisebegleiterin. Gute Empfehlungen. Off. erbeten an Frl. v. Oppen, Petite Jauchère A la Jauchère près Paris, Seine et Oise, France.

Gebr. Stoffregen, Hannover
im evangelischen Vereinshause
empfehlen alle Arten
Paramente u. Kirchengeräte
Kirchenkronleuchter,
Wachslichter, Hostien, ferner:
Talare, Baretts und Bäffchen
Ill. Kataloge. Billigste Preise.
Reelle Bedienung.

Allerh. Auszeichnungen:
Orden, Staatsmedaillen etc.
EMMER
Pianinos 450 Mk. an,
Flügel 10jähr. Gar.
Harmoniums 95 Mark an.
Abz. gest. Bar: Rabatt und Freisend.
Fabrik W. Emmer, Berlin,
Seydelstrasse 20.
Die Herren Pastoren und Lehrer haben Ausnahmepreise.

Töchterpensionat u. Haushaltungsschule
I. Ranges
Villa Mont-Choisi-Neuchâtel (Franz. Schweiz).
Programm: Erlernung der französischen Sprache; Einführung in den Haushalt und in die bürgerliche und feinere Küche. — Komfortabel eingerichtetes Haus, umgeben von grossem, schattigem Garten. Prachtvolle Lage am See mit Aussicht auf die Alpen. Pensionspreis 1300 bis 1400 frs. per Jahr, je nach Zimmer. — Prospektus und Referenzen stehen zu Diensten.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Lehrbuch der Religionsgeschichte.

In Verbindung mit mehreren Fachgelehrten herausgegeben von

P. D. Chantepie de la Saussaye,

Professor an der Universität Amsterdam.

Zweite, völlig neu gearbeitete Auflage.
Zwei Bände.

Gross 8. 1897. M. 20.—. Gebunden M. 25.—.
(Sammlung theologischer Lehrbücher.)

Die Bücher der Könige.

Erklärt von

Lic. Dr. **I. Benzinger,**

Privatdocent der Theologie in Berlin.

Mit 9 Abbildungen im Text, einem Plan des alten Jerusalem und einer Geschichtstabelle.

Preis **in der Subscription** M. 3.60.
Preis **im Einzelverkauf** M. 5.—, gebunden M. 6.—.

Dr. Benzinger hat sich durch seine „Hebräische Archäologie" bereits einen Namen unter den alttestamentlichen Forschern erworben. Dieselbe wird von der theologischen Fachpresse gerühmt als ein glänzend geschriebenes Werk, das sich ebenso durch gründliche, auf eigener Anschauung beruhende Sachkenntnis, wie durch seine knappe, klare und fesselnde Form auszeichnet. Die Erklärung der Königs-Bücher dürfte demnach in den besten Händen gelegen sein, so dass auch dieser Teil des kurzen alttestamentlichen Hand-Commentars den vorausgegangenen Teilen sich würdig anschliesst.

Die Psalmen.

Erklärt von

D. **B. Duhm,**

ord. Professor der Theologie in Basel.

Preis **in der Subscription** M. 5.—.
Preis **im Einzelverkauf** M. 6.—, gebunden M. 7.—.

Der Recensent des Literarischen Centralblatts No. 20 sagt von dem Buche Hiob des gleichen Verfassers: Der Commentar Duhm's enthält geradezu ein Meisterstück psychologischer Analyse und ist zugleich ein neues Zeugnis für das tiefe Verständnis des Verfassers für das innerste Wesen der Religion und des religiösen Gemüts mit seinen Bedürfnissen und seinem Kämpfen und Ringen in dieser widerspruchsvollen Welt.

(**Lieferung 7 und 8** des „**Kurzen Hand-Commentars zum Alten Testament**".
Subscription auf 20 Lieferungen.
Preis des **ganzen** Commentars zu sämtlichen kanonischen Büchern des Alten Testaments in der Subscription **höchstens M. 60.**—.)

In dem unterzeichneten Verlage erschienen:

Bilder aus dem Leben des Apostels Paulus. Nachgezeichnet von **D. Rud. Ehlers.** Gr. 8°. 1886. Geh. Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Wer einmal ernstlich in das Buch hineingesehen hat, wird es bis zu Ende mit steigender Freude durchlesen und wird es immer wieder zur Hand nehmen, um sich des Besitzes für sein inneres Leben zu vergewissern, den er den Ausführungen dieses hochbegabten Predigers verdankt.
(F. Spitta i. Ev. Gemeindeblatt f. Rheinl. u. Westf.)

D. Rud. Ehlers, Aus festlichen Stunden. Gr. 8°. 1895. Geheftet Mk. 3.—. Gebunden Mk. 4.—.

Ehlers Predigten bilden einen Beitrag zur Lösung der Aufgabe, christliche Frömmigkeit auszusprechen, ohne die Freiheit theologischer Forschung und deren gesicherte Resultate zu verleugnen. Dazu ist die Schreibweise edel und schön, ja sie erhebt sich oft zu einer Höhe, vor der wir bewundernd stille stehen.
(Zeitschrift für praktische Theologie.)

Ders., Das Apostolische Glaubensbekenntnis. Predigten. Gr. 8°. 1898. Geh. Mk. 1.40. Gebunden Mk. 2.—.

Diese Predigten sind es wert, wiederholt gelesen und studiert zu werden. Sie beruhen auf einem gründlichen Verständnis der Bibel und auf einem umfassenden Studium der Geschichte und der Philosophie; sie sind die reife Frucht einer langjährigen, reich gesegneten Thätigkeit im Pfarramt und lassen eine grosse Erfahrung in der Seelsorge und ein seltenes didaktisches Geschick erkennen.
(Prof. Trommershausen in Zeitschr. f. d. ev. Religionsunterricht.)

Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M.

Palmer, Kappus & Cie., Jerusalem.

Orientreisen.

Herbstreisen nach Griechenland, Palästina, Aegypten etc.
Abfahrten am 15. August u. 21. Septbr. Reisedauer 36 resp. 42 Tage.
Gesamtpreise 1100—1550 Mark je nach Umfang der Reise.

Wien — Budapest — Sofia — Konstantinopel — Athen — Beirut — Baalbek — Damaskus — Haifa — Nazareth — Tiberias — Jaffa — Jerusalem — Jordan — Alexandrien — Kairo — Triest.

Im Anschluss hieran: **hochinteressante Landreise in Palästina, Nilreise bis zum ersten Katarakt,** Kairo — Luxor — Assuan.

Teilanschlüsse gestattet.

Nähere Auskunft durch Herrn **Pfarrer Battenberg** in **Frankfurt a. M.,** Jahnstrasse, **Dr. Benzinger, Friedenau,** Beckerstrasse 11, sowie durch die Generalvertretung **Adolph Klett, Stuttgart,** Eberhardsstrasse 11.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

In meinem Verlage sind soeben erschienen:

Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments in Verbindung mit mehreren Fachgelehrten übersetzt und herausgegeben von Professor D. **E. Kautzsch. Subskriptionsausgabe** in 30 Lieferungen à 50 Pf. **Fünfzehnte bis achtzehnte Lieferung.** Die Verlagshandlung verpflichtet sich den Subskribenten gegenüber den **Preis** von M. 15.— für das ganze **Werk** einzuhalten, obwohl der Umfang von 30 Lieferungen überschritten wird. Nach dem Erscheinen der letzten Lieferung behält sich die Verlagshandlung Erhöhung des Ladenpreises vor, welche jedenfalls insoweit durchgeführt wird, als der 60. Druckbogen überschritten wird.

Die Religion der Semiten. Von **W. Robertson Smith.** Autorisierte deutsche Uebersetzung aus dem Englischen nach der 2. Auflage der „Lectures on the Religion of the Semites" von Dr. **R. Stübe.** Mit 13 Abbildungen im Text, einem Vorwort von Professor D. **E. Kautzsch** und einem Anhang. In 8 Lieferungen à M. 1.—. **Siebente und achte Lieferung.** Damit ist das Werk abgeschlossen. Der Umfang von 24 Druckbogen ist nun doch etwas überschritten, der **Subscriptionspreis** von M. 8.— aber eingehalten worden. Mit Erscheinen der letzten Lieferung erlischt der Subscriptionspreis. Der **Ladenpreis** des Werkes beträgt M. 10.—, gebunden M. 11.25.

Unter der Presse befinden sich:

Der junge Goethe. Von **Richard Weissenfels.** Zum Besten des Goethe-Denkmals in Strassburg. 75 Pf.

Johannes Brenz und die Reformation im Herzogtum Würtemberg. Von Professor Dr. **Alfred Hegler.** ca. 80 Pf.

Optische Neuheit!

Hierdurch bringe dem geehrten Publikum ein **vor Nachahmung gesetzlich geschütztes**

„Fernglas"

in Empfehlung, welches vermittelst seiner Konstruktion **„enorme Vergrößerung"** besitzt, was nur durch **ausgezeichnete Feldstecher** erreicht werden kann, daher **ganz vorzügliche Fernsicht. Großartige Erfolge.** Vortrefflich für Reisende, Radfahrer, Gutsbesitzer, Förster, Militär u. s. w. Der Preis ist sehr niedrig gesetzt **nur 2,90 Mk.** mit dauerhaftem Etuis und Verpackung. Zu beziehen gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages von

C. Wieske, optische Waren, Braunschweig.

Jedermann sollte sich diese wirklich nützliche optische Neuheit kommen lassen.

Kein Risiko, da Umtausch gestattet.

Bei angemessener freier Behandlung
Alkohol-Entziehungskur
Rittergut Niendorf am Schallsee b. Ratzeburg i. Lbg.
Prospect frei.

Verlag der Christlichen Welt (Martin Rade) in Marburg i. H. — Druck von Carl Marquart in Leipzig